

E 3477

Malestreaming gender? *Geschlechterverhältnisse in der Entwicklungspolitik*

ASA und iz3w

Sonderheft

DM 6,-



iz3w



▶ blätter des informationszentrums 3. welt



- ▶ 2 Inhalt
- ▶ 3 Editorial ASA
- ▶ 4 Editorial iz3w

Gender-Diskurs

- ▶ 6 **Begriffs-Konstruktionen**
Zum theoretischen Subtext des
entwicklungspolitischen Gender-Diskurses
von *Regina Frey*
- ▶ 10 **Empowerment durch Geschlechterplanung?**
Postkoloniale Kritik am Genderansatz
von *Ina Kerner*
- ▶ 15 **Warum denn in die Ferne schweifen?**
MitarbeiterInnen des ASA – Programm-Büros
zum Thema Gender
von *Sonia Otto und Marion Miketta*

Gender in den Institutionen

- ▶ 16 **Mainstream – Malestream?**
Der Gender-Ansatz in der Entwicklungspolitik
von *Claudia von Braunmühl*
- ▶ 20 **Vom Einschnitt zum Querschnitt**
Die Geschichte der Frauenförderung beim BMZ
von *Ulrike Bartels*
- ▶ 22 **Den Strukturen angepasst**
Frauen als Verliererinnen des Freihandels
von *Myriam Vander Stichele*

Informeller Sektor

- ▶ 24 **Strategien kollektiver Machtbildung**
Frauenorganisationen im informellen Sektor
von *Christa Wichterich*
- ▶ 28 **Das Ende der Unsichtbarkeit**
Eine Frauengewerkschaft in Südafrika
von *Birgit Morgenrath*

Gender-Training

- ▶ 29 **Was Sie schon immer über Gender wissen sollten...**
Gender-Trainings in den Institutionen
von *Eva Engelhart-Wendt*
- ▶ 32 **No Gender no money**
Gender-Training in Kolumbien
von *Ulrike Bartels*
- ▶ 33 **Kommentar: »Männer ohne Bewegung«**
von *Jonah Gokova*
- ▶ 34 **Out of Vienna**
Gespräch mit der Soziologin *Hanna Hacker*

Gender in der Praxis

- ▶ 36 **Auch wer sich wehrt(e), landet am Herd**
Ehemalige Widerstandskämpferinnen in Zimbabwe
von *Birgit Grafarend*
- ▶ 38 **Tropfen auf den heißen Stein**
»Association of Women´s Clubs« in Harare
von *Eva Sänger*
- ▶ 40 **Frauen als ökologische Avantgarde**
Zum Geschlechterdualismus in ökofeministischen Ansätzen
von *Christine Parsdorfer*
- ▶ 41 **Greening Gender**
Ökologischer Anbau in einem
nicaraguanischen Landfrauenkomitee
von *Dörte Segebart*
- ▶ 44 **Geschlechtsblinde Entschädigungen**
Zwangsumsiedlungen in Bangladesch
von *Jutta Weimar*
- ▶ 46 **Engendering Engineers!**
Wasserwirtschaftsprojekte in Tansania und Ghana
von *Benedikt Korf*

Serviceteil

- ▶ 49 **Literatur**
- ▶ 51 **Impressum**

Die Literaturhinweise zu den einzelnen Artikeln finden sich gesammelt am Ende der Broschüre im Serviceteil.

Das vorliegende Heft ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit des Gender-Arbeitskreises des ASA-Programms und dem iz3w. Der Theorie-Teil dieser Ausgabe wurde von der iz3w-Redaktion gestaltet. Die praxisbezogenen Artikel sind hauptsächlich von ehemaligen TeilnehmerInnen des ASA-Programms verfasst. Im Dezember 1998 veranstalteten wir, d.h. einige Mitglieder des Gender-Arbeitskreises, ein Seminar mit TeilnehmerInnen des ASA-Programms, um Erfahrungen aus Frauen- und Gender-Projekten auszutauschen und eine Publikation anzuregen. Bereits 1984 und 1988 erschienen ASA-Publikationen, die sich mit Frauenprojekten befassten.¹ In diesen Publikationen wurde der Begriff »Gender« noch nicht verwendet. 1997 tauchte im ASA-Programmkatalog erstmalig das Wort »Gender« auf, zwei Jahre später wurden in allen Vorbereitungsseminaren Gender-Trainings durchgeführt. Zielsetzung dieser Trainings ist eine Sensibilisierung für geschlechterspezifische Gegebenheiten im Gastland sowie für mögliche Auswirkungen des jeweiligen ASA-Projektes auf das Geschlechterverhältnis. Darüber hinaus geht es um eine persönliche Auseinandersetzung mit dem »sozialen Geschlecht« in unserer eigenen Gesellschaft.

Das ASA-Programm wurde in den 60er Jahren von Studierenden aus Frankfurt am Main gegründet. Es war ein selbstverwaltetes studentisches Programm, das Arbeits- und Studienaufenthalte in Ländern des Südens organisierte. Mit dem Wechsel der Trägerorganisation von der Kübler-Stiftung zur CDG (Carl-Duisberg-Gesellschaft) wurde 1982 das Berufstätigenprogramm im ASA-Programm initiiert. Infolgedessen reisen seit 1984 auch junge Berufstätige aus. Finanziert wird das Programm von der CDG, dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) sowie der Mehrzahl der Bundesländer. Aber auch die TeilnehmerInnen tragen durch ihre Eigenbeiträge zur Finanzierung des Programms bei. Die Projektvorschläge für die Auslandsaufenthalte werden von ehemaligen TeilnehmerInnen, ProjektpartnerInnen aus dem In- und Ausland, Universitäten und entwicklungs-politischen Organisationen sowie Nicht-regierungsorganisationen eingereicht. Auch die Beratungs-, Entscheidungs- und Auswahlgremien setzen sich aus einer Vielzahl von AkteurInnen aus dem ASA-Programm, ehemaligen TeilnehmerInnen und AkteurInnen der entwicklungs-politischen Öffentlichkeit zusammen und gestalten so das ASA-Programm maßgeblich mit.

In den entwicklungspolitischen Institutionen hat sich der Schwerpunkt offiziell von dem Frauenförderkonzept WID (Women in Development) auf den Genderansatz GAD (Gender and Development) verlagert. Dieser hat Eingang in Projektplanung und -management gefunden. Bei der Umsetzung in geschlechterdifferenzierte Projektplanung geht jedoch oftmals das kritische Potential eines emanzipatorischen Konzepts verloren: Gender lässt sich nicht nur als »soziales Geschlecht« übersetzen und ermöglicht die Berücksichtigung der komplexen Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern (sowie der Differenzen zwischen Frauen), sondern wirft auch die Frage nach Hierarchien im Geschlechterverhältnis auf.

Und was bedeutet Gender im ASA-Programm? Was bedeutet es, wenn der Gender-Ansatz Eingang in alle Projekte finden soll? Wird Gender überhaupt als Querschnittsaufgabe wahrgenommen? Oder heißt es lediglich »...und schaut auch auf die Frauen«? (iz3w 219: 19) Seit 1984 befasst sich durchschnittlich jedes achte ausgeschriebene Projekt mit Frauenthemen oder berücksichtigt grundlegende Gender-Aspekte. Darunter sind »typische« Frauenprojekte wie beispielsweise die Mitarbeit in einer Frauen-NRO oder einem Kindergarten sowie Projekte, bei denen das Geschlechterverhältnis insgesamt thematisiert wird.

Die unterschiedlichen Auffassungen des Begriffs »Gender« spiegeln sich in der Durchführung der Projekte und den daraus resultierenden Erfahrungen wider. Auch die Artikel dieser Publikation weisen eine entsprechende Vielfalt auf. Die Diskrepanz zwischen den Anforderungen der Entwicklungszusammenarbeit und der schwierigen Umsetzung eines emanzipatorischen Konzepts schlägt sich ebenfalls in vielen Projekten nieder. Die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit wurde uns auch bei der redaktionellen Arbeit für diese Veröffentlichung deutlich vor Augen geführt. Nahezu ausschließlich Frauen haben diese Publikation initiiert und vorangetrieben. Zu unserer Überraschung lagen zum ersten Redaktionstreffen drei Artikel veröffentlichungsfreudiger Männer vor, die an der vorangegangenen Diskussion nicht teilgenommen hatten, während nur vier Frauen ihre Artikel zum vereinbarten Termin fertig hatten. Nicht zuletzt durch diese Erfahrung wurde uns deutlich, dass auch hier ein Prozess bei weitem noch nicht abgeschlossen ist, den wir durch »Gender im ASA-Programm« vorantreiben wollen.

Das ASA-Redaktionsteam

1) Berningshausen, Jutta; Kerstan, Birgit (Hg.) (1984): Die unsichtbare Stärke: Frauenarbeit in der Dritten Welt. Entwicklungsprojekte und Selbsthilfe. Saarbrücken. Dörfler, Annelie; Gaiorowski de Andrade, Dorit; Röper, Christina; Wuttke, Gisela (Hg.) (1988): »...dazwischen liegen Welten.« Frauenstudienvorhaben in Afrika, Asien und Lateinamerika. Saarbrücken

Malestreaming gender

Geschlechterverhältnisse in der Entwicklungspolitik

Mit dem Ausdruck *mainstreaming gender* in der entwicklungspolitischen Debatte wird suggeriert, dass Geschlechterverhältnisse zu einer ihrer vorherrschenden Schwerpunkte geworden sei. Laut Collins Dictionary bedeutet *mainstream* »Haupttrichtung« und »Mitte«. Obwohl in der Entwicklungspolitik *mainstreaming* wohl eher mit Querschnittsaufgabe übersetzt wird, scheint mit *gender* eine ursprünglich emanzipative und herrschaftskritische Kategorie zur »Haupttrichtung« der internationalen Entwicklungspolitik avanciert zu sein. Jedoch ist, bei genauem Hinschauen, von der feministischen Kategorie *gender* kaum mehr übrig geblieben als ein nach Geschlechtern differenzierendes Planungsinstrument für Entwicklungsprojekte. Und selbst dieses stößt immer wieder an die

Grenzen patriarchal strukturierter Institutionen. *Malestreaming gender* stellt die Verhältnisse unserer Ansicht daher weit treffender dar. Nicht *gender* ist zu einem ‚Hauptstrom‘ angewachsen, vielmehr hat die Entwicklungspolitik die Kategorie *gender* mit sich gerissen und deren herrschaftskritisches Potential verflüssigt. Und die Richtung dieses Stroms ist nach wie vor patriarchal bestimmt, wie schon die Machtverteilung zwischen Männern und Frauen innerhalb der Entwicklungsinstitutionen verdeutlicht (vgl. von Braunmühl).

Das Geschlechterverhältnis sollte jedoch nicht als zentrales Problem von Frauen aus dem Süden vorausgesetzt werden. Gerade in der Entwicklungspolitik wird aber *gender* zum Dreh- und Angelpunkt von empowerment-Strategien und damit aus dem Kontext anderer Unterdrückungsverhältnisse isoliert. Klassenlagen und Ethnizität tragen ebenso wie Geschlecht zur politischen Exklusion und Marginalisierung bei. Auch bleiben Differenzen zwischen Nord- und Südfrauen außen vor, denn: Noch klarer und unberührter als die Geschlechterhierarchien in den Entwicklungsorganisationen sind die Machtverhältnisse zwischen Nord und Süd – denn es arbeiten, verdienen und entscheiden in den Institutionen Männer und Frauen aus den Geberländern des Nordens.

Ihr Programm lautet Entwicklung als ‚zivilisatorische Mission‘. Entwickelt werden soll, was noch nicht ausreichend entwickelt – oder »unterentwickelt«, wie es früher hieß – ist. Erklärtes Ziel war bis vor kurzem noch die Bekämpfung von Armut, und die ließ sich am ehesten durch die Erschließung der unterentwickelten Gegenden durch Wissenschaft und Technik des industrialisierten Nordens besiegen. Hieß es. Inzwischen ist nicht die Armut beseitigt, dafür aber die Hoffnung, sie beseitigen zu können. Armut soll nicht mehr bekämpft, sondern lediglich gemildert werden, um ihr die soziale Sprengkraft zu nehmen. Auch in der Entwicklungspolitik geht es nun vordringlich darum, die Wirtschaft der Länder den strukturellen Erfordernissen des Weltmarktes anzupassen. Das Primat der nachholenden und replizierenden Entwicklung wird abgelöst durch das Primat der »aktiven Weltmarktintegration«. Dabei bleibt es wie eh und je seit dem Zeitalter der Kolonisation beim Zugriff des Nordens auf die Ressourcen und die Arbeitskraft des Südens.

Schon längst haben KritikerInnen das vorherrschende Entwicklungsparadigma als »Fortsetzung kolonialer Welt-sicht« (Hirsch) in Frage gestellt und den Vorbildcharakter des Nordens als Fortschrittsmodell abgelehnt. Die Zwei-

Im Zentrum der Arbeit des Informationszentrums 3. welt steht die Zeitschrift iz3w. Seit 1970 ist die iz3w eine der wichtigsten unabhängigen Zeitschriften zu Nord-Süd-Themen im deutschsprachigen Raum. In acht Ausgaben pro Jahr beschäftigen wir uns u.a. mit den verschiedenen Aspekten der Globalisierung, mit Migration und Rassismus, Entwicklungspolitik und -theorie, mit Ökologie und Medien, Literatur, Sport und Musik sowie mit sozialen Bewegungen.

Seit Januar 1999 engagiert sich FernWeh – Forum Tourismus & Kritik im iz3w für eine kritische tourismuspolitische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit. In Publikationen und Debatten analysieren wir die Verflechtung ökonomischer, sozialer, ökologischer und kultureller Aspekte im Tourismus.

In unserem Archiv werden über 200 deutsche und internationale Zeitschriften, und Zeitungen ausgewertet und verschlagwortet. Das öffentlich zugängliche Archiv bietet sowohl für wissenschaftliche Arbeiten wie zur Vorbereitung auf Auslandsaufenthalte zahlreiche Recherchemöglichkeiten. Auf Anfrage führen wir gegen einen Unkostenbeitrag Auftragsrecherchen durch.

Detaillierte Informationen über die Arbeit im iz3w finden sich im Internet: www.iz3w.org oder werden gerne auf dem Postweg zugeschickt.

Für Garderobe keine Haftung



teilung der Welt in entwickelt und unterentwickelt erfolgte anhand ökonomischer, scheinbar universell gültiger Normen. Diese Definitionsmacht darüber, wer zum passiven Empfänger von Hilfe wird und wer seine Entwicklungsleistungen exportieren kann, ist sowohl Folge wie Ursache weltweiter Hierarchien und Ungleichheiten. Postkoloniale KritikerInnen haben aufgezeigt, welche entmächtigenden Auswirkungen die Entwicklungspraxen und –diskurse auf die so genannten entwicklungspolitische Zielgruppen haben können (vgl. Kerner).

Diese hier nur angedeutete Kritik an Entwicklung und Entwicklungspolitik wirft für uns folgende Frage auf: Inwieweit macht es für Feministinnen überhaupt Sinn, innerhalb dieser Politik und ihrer Durchführungsorganisationen Einfluss zu gewinnen und damit zwangsläufig auch an der Durchsetzung ihrer Ziele beteiligt zu sein? Ob es überhaupt erfolgversprechend ist, innerhalb der Institutionen für die Veränderung der herrschaftsstrukturierten Geschlechterverhältnisse zu kämpfen, bleibt zu bezweifeln.

Doing Gender in der Entwicklungspolitik

► Christina Thürmer-Rohr konstatiert bereits 1987: »Voraussetzung für die Geschlechterhierarchie ist, dass die Unterscheidungswürdigkeit zweier Geschlechter etabliert ist und weiter gefüllt wird«. Kann damit die Unterscheidung in *sex* und *gender* heute noch emanzipativ und feministisch sein? Kann das herrschaftlich strukturierte Geschlechterverhältnis tatsächlich aufgehoben werden, wie ja in der feministischen Debatte angestrebt, wenn weiterhin an einer grundsätzlichen und dualistischen Unterscheidung zwischen den Geschlechtern festgehalten wird? Die in Anlehnung an Butler geführte Diskussion über *gender* wollte vor diesem Hintergrund mittels Dekonstruktion die Konstruiertheit und Bedingtheit der meist

als natürlich wahrgenommenen Unterschiede aufzeigen. Dagegen affirmiert die heutige Entwicklungspolitik mit ihrem Gender-Ansatz bestehende Geschlechterkonstruktionen, die auf der Vorstellung einer grundsätzlichen, biologischen Zweigeschlechtlichkeit beruhen. Damit können gerade die geschlechterdifferenzierenden Projektplanungen und -durchführungen zur Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie beitragen (vgl. Frey).

Die Kategorie *gender* sollte deshalb weniger als Analysekategorie zur Wahrnehmung geschlechtsspezifischer Lebenssituationen, Interessen und Bedürfnissen verstanden werden. Sie ist eine herrschaftskritische Kategorie, die auf ihre tendenzielle Selbstaflösung zielt, um Hierarchien nicht immer wieder neu zu produzieren. Und sie muss in ihrem strukturellen Kontext gesehen werden, um aussagekräftig zu sein. Ohne den Einbezug anderer Unterdrückungsverhältnisse verfehlt sie ihr emanzipatives Potential, worauf Kritikerinnen aus dem Süden immer wieder hinweisen. Im Gegenteil: Insbesondere innerhalb der Entwicklungspolitik lässt sich der Gender-Ansatz ansonsten hervorragend für Strategien und Konzepte wie z.B. der Weltmarktintegration einsetzen.

Die Beiträge in dieser Broschüre thematisieren Widersprüche des *gender*-Ansatzes. Ein weiterer soll zumindest an dieser Stelle erwähnt werden, da er sich während der Arbeit an diesem Heft als bedeutsamer herausgestellt hat, als uns zunächst klar war. Theoretische Entwürfe und die Praxis in der Entwicklungspolitik stehen, gerade auch im Bereich *gender*, in einem schwierigen Verhältnis zueinander. Dem Dilemma, den kritischen Ansprüchen nicht gerecht werden zu können, da im Projektalltag eben alles ganz anders aussieht, entgehen auch frauenpolitisch Engagierte nicht. Wir bringen zwar Texte aus Theorie und Praxis in unserem Heft zusammen und dokumentieren diesen Widerspruch – auflösen können wir ihn nicht.

die *gender*-redaktion im iz3w

Begriffs – Konstruktionen

Zum theoretischen Subtext des entwicklungspolitischen Gender-Diskurses

von Regina Frey

Seit Ann Oakley 1972 ihr Buch »Sex, Gender, Society« vorlegte und damit die Unterscheidung zwischen »biologischem Geschlecht« (Sex) und »sozialem Geschlecht«¹ (Gender) einführte, haben sich an dieser Unterscheidung und am Begriff »Gender« rege Debatten entzündet. Im entwicklungspolitischen Diskurs dient er oft lediglich als Analyseinstrument zur Wahrnehmung sozialer Disparitäten. Damit bleibt Gender erstens der erkenntnistheoretische Subtext einer angeblich vordiskursiven Zweigeschlechtlichkeit zu eigen. Zweitens bleiben andere – vielleicht ebenso ausgrenzende – Strukturkategorien nicht ausreichend berücksichtigt. Beides birgt nicht nur theoretische sondern auch handlungsrelevante Fallen in sich.

► Das Gleichbegriffungskonzept des BMZ von 1997 geht »vom sozialen Geschlecht (engl.: gender) aus, also den gesellschaftlich bestimmten Rechten und Pflichten von Frauen und Männern«. Diese seien »im Gegensatz zu den biologisch festgelegten Geschlechterrollen« (BMZ 1997) veränderbar. Das BMZ-Konzept beinhaltet neben dieser Unterscheidung zwischen dem sozialen und dem biologischen Geschlecht auch Handlungsanleitungen zur geschlechterdifferenzierenden Planung, Durchführung und Auswertung entwicklungspolitischer Projekte und Programme. So soll festgestellt werden können, ob die jeweilige entwicklungspolitische Maßnahme »die Kluft zwischen Frauen und Männern verringert oder vergrößert«. Das Konzept ist ein Spätzünder: Im internationalen Diskurs war schon Ende der 80er Jahre von »Gender and Development« (GAD) als neuem Paradigma die Rede. Zuvor hatten die Geber noch die Frauenförderung bzw. das »Women in Development«-Paradigma (WID) favorisiert.

Dieser Paradigmenwechsel speiste sich zu einem großen Teil aus der Kritik an WID: Die entsprechenden Frauenfördermaßnahmen würden in Isolation vom alltäglichen Entwicklungsgeschäft durchgeführt, es würde sich dadurch jedoch nicht die Ursache von Benachteiligung, nämlich die strukturell ungleichen Geschlechterverhältnisse, ändern können. Nach der Umprogrammierung der Entwicklungsagenturen auf GAD wiederum kamen Bedenken auf, hier würde es zu einer Verdampfung emanzipatorischer Anliegen kommen: Dadurch, dass Gender nun zur Querschnittsaufgabe erhoben sei, würde eine anwaltschaftliche Frauenpolitik zu kurz kommen. Tatsächlich verwundert es, wenn

zunehmend Männer in den zuständigen Abteilungen der Entwicklungsagenturen beschäftigt sind. Daneben scheint es, als würden die üblichen Entwicklungsgeschäfte lediglich unter einem neuen Label durchgeführt, wobei dann nur der Begriff »Frauen« durch »Gender« ersetzt wird.

Trotz dieser Kontroversen hat der doch recht junge Begriff »Gender« im Entwicklungsdiskurs auch international Karriere gemacht: Sonia Corrêa vom Südfrauenetzwerk DAWN spricht gar von einer »semantischen Revolution« und stellt fest: »...in all countries the term ‚gender‘ is now commonplace language among policy makers, NGOs and the media« (Corrêa, 1998, S. 3) – gleichzeitig gäbe es aber immer noch große Unklarheiten, was den Begriff angeht. Dies ist vor dem Hintergrund der Debatten um Gender wenig verwunderlich.

Gender-Genese

► Wer einen Blick auf die Genese und auf verschiedene Konstruktionen von Gender wirft, wird feststellen, dass Gender ein variables Konzept ist. Zunächst ist die Idee von Gender als sozialer Konstruktion älter als der Begriff selbst: Simone de Beauvoir meinte bereits 1949, man werde nicht als Frau geboren, sondern zu einer solchen gemacht. Ann Oakley hat dann die Unterscheidung zwischen Sex und Gender von einem psychologischen in einen gesellschaftspolitischen bzw. feministischen Kontext gesetzt: »Sex ist ein Wort, das sich auf biologische Unterschiede zwischen männlich und weiblich bezieht (...). Gender ist jedoch eine Sache der Kultur: Es bezieht sich auf die soziale Klassifikation in maskulin und feminin« (1972: 16) und: »Die

Konstanz von Sex muss zugegeben werden, aber ebenso die Variabilität von Gender«. Die erkenntnistheoretische Basis einer solchen Unterscheidung beruht auf einer Trennung zwischen Kultur (Gender) und Natur (Sex). Die Abgrenzung zu Sex ist dabei konstituierendes Element der Entstehung von Gender; das Konzept lässt sich erst durch diese Unterscheidung entfalten.

Dies mündet in die Frage, welche erkenntnistheoretische Bedeutung der Körper noch haben kann, wenn es doch in erster Linie darum geht, (feministisch) darauf zu bestehen, dass aufgrund körperlicher Unterschiede keine Rollenzuweisungen und entsprechenden Diskriminierungen gerechtfertigt werden können. Es wäre daher konsequent, bisherige Vorstellungen von der Rolle des Körpers und des biologischen Geschlechts zu verwerfen und neu zu fassen. Feministische Erkenntnistheorien haben entsprechende Entwürfe (Gender-Theorien) vorgestellt, in denen das Verhältnis und die jeweilige Bedeutung von Sex und Gender immer wieder anders gefasst und Gender in den verschiedensten Variationen als Konzept thematisiert wird.

Gender-Skepsis

► Bennholdt-Thomsen und Mies (1997), die ökofeministische Ansätze vertreten, lehnen den Gebrauch des Begriffes »Gender« ab, denn der »Gender-Diskurs hatte den Effekt, Frauenstudien respektabel und für Männer zugänglich zu machen«. Und: »Von Gender zu reden war anständig und bedrohte niemanden« (ebd.: 221). Der Gebrauch von Gender sei außerdem ein »koloniales Nachplappern des angelsächsischen Diskurses«. Sie lehnen zudem eine Unterscheidung zwischen Sex und Gender ab, da »'Sex' bei uns Menschen eine soziale und historische Kategorie ist« (ebd.: 221). Obwohl eine solche Aussage zunächst Hand in Hand mit dekonstruktivistischer Kritik an einer vermeintlich »natürlichen« Rollenzuweisung zu gehen scheint, sind insbesondere ökofeministische Theorien dafür kritisiert worden, dass sie von einer grundsätzlichen Verbindung von Frau und Natur ausgehen und damit zu einer Naturalisierung von Geschlechterverhältnissen beitragen (vgl. Parsdorfer in diesem Heft). Deutlich wird dies bei Mies und Shiva (1993), die »von einem

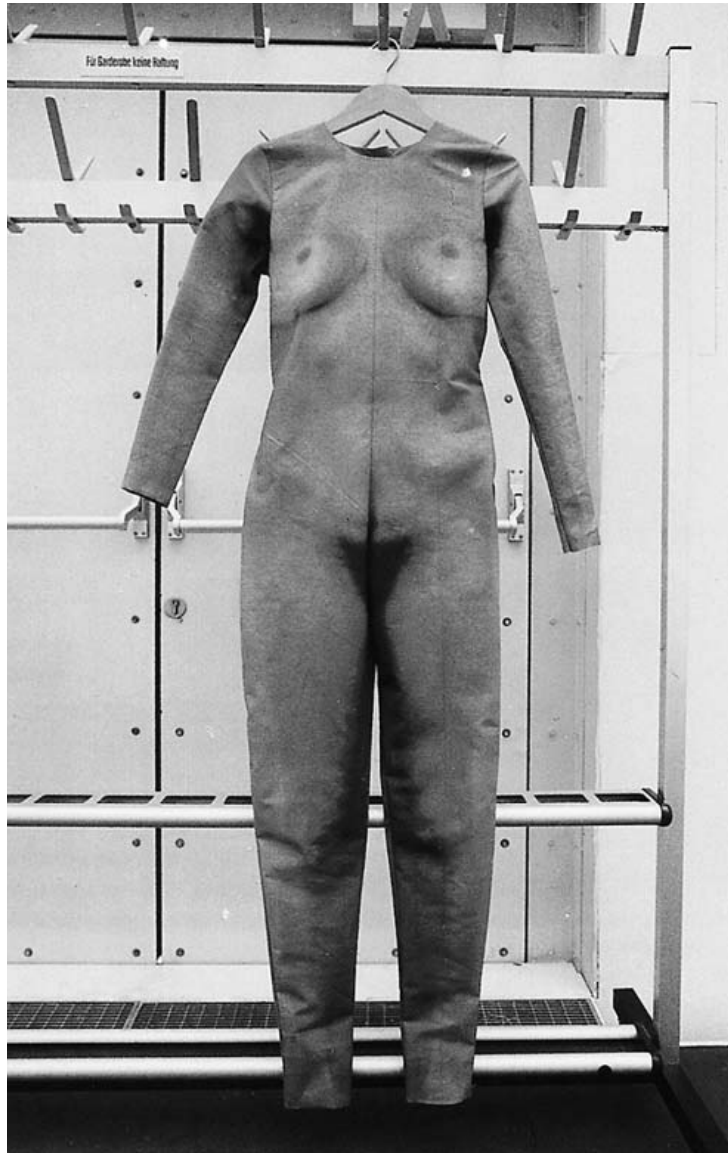


Foto: Alba D'Urbana »Hautnah«

weiblichen Prinzip, das alle Dinge bewohnt und erfüllt« (ebd.: 500), sprechen sowie von der »Sinnlichkeit von Frauen, ihrer sexuellen Energie, ihre höchst wertvolle Lebenskraft, die sie miteinander verbindet, mit anderen Lebensformen und mit den Elementen.«

Auch andere Ansätze stehen der Unterscheidung von Sex und Gender skeptisch gegenüber. Sie argumentieren – ähnlich wie einige Ökofeministinnen –, dass soziales Verhalten auch durch körperliche Merkmale bestimmt sei. Hier wird ein grundsätzlicher und von physiologischen Gegebenheiten abgeleiteter Unterschied zwischen »Weiblichkeit« und »Männlichkeit« zum Bestandteil von Theoriebildung. So werden z.B. aus der Gebärfähigkeit von Frauen spezifische weibliche Eigenschaften oder auch wünschenswerte soziale Effekte abgeleitet. Die Frau oder das Weibliche ist in dieser Konstruktion eigentlich immer auch das Bessere. Einige dieser Theo-

riensätze bedienen sich zwar der Kategorie Gender, um erlerntes und sozialisiertes Verhalten zu untersuchen, die Vorstellung einer biologischen Kategorie bleibt jedoch nicht selten Bestandteil der Fundierung des Theoriegerüsts. So werden Aussagen über männliche und weibliche Eigenschaften gemacht, die universelle Gültigkeit beanspruchen. Carol Gilligan (1982), die den Ansatz der weiblichen Fürsorge (»Care«) vertritt, spricht (allen) Frauen spezifische Qualifikationen und Eigenschaften zu, die sie sich im Rahmen ihrer Reproduktionstätigkeiten aneignen würden. Solche Auffassungen enthalten eine strukturelle Analogie zu konservativen Ideologien der »natürlichen« Geschlechterordnung, für die der Vatikan ein prominentes Beispiel abgibt: Im Rahmen der Vierten Weltfrauenkonferenz wollte er Gender nicht als zum gängigen Sprachgebrauch gehörend anerkennen (vgl. Baden/Goetz 1998). In einer Stellung-

nahme zur Aktionsplattform der Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking sichert der Vatikan sich gegen die Idee der sozialen Konstruktion ab: er verstehe Gender als »in biologischer sexueller Identität, männlich oder weiblich, begründet. Des weiteren verwendet die Aktionsplattform selbst ganz klar den Ausdruck 'Both genders'.«²

Doing Gender

► Sozialkonstruktivistische feministische Ansätze richten ihr Augenmerk dagegen auf die Frage, wie Gender gesellschaftlich hergestellt wird. Entsprechend gibt es eine Reihe an empirischen Untersuchungen zur geschlechtlichen Sozialisation, die analysieren, wie zum Beispiel Sprache, Kleidung und Verhalten dafür sorgen, dass eine duale Geschlechterordnung herrscht und dass sexuelles Begehren sich »natürlich« auch auf das jeweils



»Poids« Louise Bourgeois, Kestner Gesellschaft

andere Geschlecht richtet. Die SoziologInnen West und Zimmermann (1987) prägten dafür den Begriff »Doing Gender«: Gender werde durch Interaktion immer wieder neu hergestellt und institutionalisiert.

Ansätze, die sich auf Prozesse sozialer Konstruktion richten, gehen jedoch meist weiterhin von zwei Genders aus – so wie es männlich und weiblich in der Biologie gibt. Wenn Gender jedoch wirklich sozial konstruiert ist, gibt es keinen Grund mehr dafür, dass es nur zwei Geschlechter geben kann. Vielmehr müsste Gender als eine fluide Kategorie gedacht werden, wo die Grenzen zwischen »männlich« und »weiblich« verschwimmen und sich auflösen können. Auf der Grundlage der Konstruktion von Gender entstand so die Theorie der Dekonstruktion: Eine »natürliche«, im Sinne einer vordiskursiven Zweigeschlechtlichkeit wird verneint. Damit wird auch die Vorstellung, dass es immer und überall nur zwei Geschlechter geben kann, über Bord geworfen. Gender lässt als Kategorie – da eben sozial und kulturell konstruiert – alle Möglichkeiten offen, »Frau« oder »Mann« im jeweiligen Kontext zu füllen. Es geht um die Dekonstruktion der Kategorie Frau (nicht von Frauen). Weiblichkeit und Männlichkeit sind damit als gesellschaftlich konstruierte »Idealtypen« zu fassen, deren »Reinform« imaginiert wird, die es aber nicht gibt. Aus dieser Perspektive können dualistisch gedachte Gender-Konzepte, wie beispielsweise im Ökofeminismus, gesellschaftliche Zwänge (re-)produzieren und müssen folglich in Frage gestellt werden. So problematisiert Sandra Harding die Eingleichigkeit einiger Gender-Theorien: »Wenn feministische Ansätze Erfolg haben sollen, dann dürfen sie nicht eine binäre Opposition zwischen zwei sozialen Gruppen, zwischen ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ fördern, obwohl sie immer noch entschlossen feministisch bleiben müssen« (Harding, 1994: 10).

Gender-Zwänge

► Die Kritik an der Vorstellung eines dualistischen Gender-Modells speist sich maßgeblich aus den Queer-Theorien. Deren Ausgangspunkt ist die Kritik an Zwangsheterosexualität, die auf einer angenommenen, vordiskursiven Zweigeschlechtlichkeit beruht. Die sexuelle Konditionierung wurde schon lange als Instrument der Unterdrückung von Frauen kritisiert (vgl. Laps 1997). Diejenigen, die nicht in ein jeweils vorherrschendes Geschlechterschema passen (wollen), wurden und werden sozial sanktioniert. Eine sehr prominente Kritikerin der Unterscheidung zwischen Sex und Gender ist Judith Butler (Gender Trouble). Auch sie greift die heterosexuelle Matrix als Zwangsordnung an, geht dabei jedoch weiter: Indem sie die Sex-Gender-Unterscheidung auf ihre logische Spitze treibt, deckt sie auf, dass auch die Rede vom »biologischen Geschlecht« eine diskursiv hergestellte Konstruktion darstellt. Sex wird damit zur »gendered category« (Butler 1991: 24). Butler strebt den »Verlust der Gender-Normen« an (ebd. 215). »Doing Gender« bedeutet vor diesem Hintergrund, sich nicht länger an männlichen und weiblichen Rollenmustern zu orientieren, sondern die Möglichkeit, Rollenvorstellungen durch Sprache und Handeln durcheinander zu werfen und so aus den Zwängen, die Gender den Individuen aufbürdet, auszubrechen.

Die »feministische Effizienz« des Butlerschen Entwurfs ist heftig diskutiert worden und hat die Debatten der 90er Jahre enorm angeheizt. Allerdings war Butler keineswegs die erste Theoretikerin, die Gender als Kategorie kritisierte (vgl. Laps 1997). »Feministinnen haben schon früh die binäre Logik des Natur/Kultur-Dualismus kritisiert, aber sie dehnten ihre Kritik nicht auf die davon abgeleitete Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ aus, weil diese immer noch zur Bekämpfung des

vorherrschenden biologischen Determinismus in den hartnäckigen politischen Auseinandersetzungen um ‚Geschlechtsunterschiede‘ in den Schulen, Verlagen, Krankenhäusern usw. tauglich war« (Haraway 1987: 796). Gayle Rubin griff Gender im Sinne einer Zwangsordnung bereits 1975 an: »Wir [sollen] nicht die Eliminierung von Männern anstreben [...], sondern die Eliminierung des sozialen Systems, das Sexismus und Gender hervorbringt«. (Rubin 1975: S.54, Hervorhebung R.F.) – ein früher dekonstruktivistischer Einwurf. Ähnlich argumentiert Thürmer-Rohr: »Geschlecht ist – perspektivisch – eine aufzulösende Kategorie« (1995: 89).

Race – Class – Gender

► Während also die biologische Fundierung von Gender erschüttert wurde, fand gleichzeitig eine Relativierung von Gender statt. Afroamerikanische Feministinnen, Feministinnen aus dem Süden, feministische Denkerinnen im Spektrum postkolonialer Kritik sowie die oben erwähnten Queer-Theoretikerinnen monieren, dass feministische Ansätze oft von weißen, westlichen, bürgerlichen und heterosexuellen Frauen ausgehen und auch in erster Linie für diese entstanden seien. Feministinnen afrikanischer Herkunft werfen ihren weißen »Schwestern« Rassismus vor und stellen das feministische »Wir« in Frage. Die (oft impliziten) Normsetzungen weißer und bür-

gerlicher Feministinnen grenze andere aus und berücksichtige nur diejenigen, die den »Vorteil« haben, »nur« qua Geschlecht diskriminiert zu sein. Daraus erwächst einerseits die Frage, was ausgelassen wird, sieht man Gesellschaft nur durch die Kategorie Geschlecht strukturiert. Gender wird von anderen Strukturkategorien wie der ethnischen Herkunft, der Klasse oder der sexuellen Orientierung jeweils spezifisch überlagert und geformt.

Zudem wird relevant, welche Formen von Solidarität zwischen Frauen tragfähig sind, wenn doch auch immer wieder Unterschiede zwischen Frauen und unterschiedliche Prioritätensetzungen hinter den vielfältigen Zusammenschlüssen von Frauen lauern. So kritisiert bell hooks die Gleichheitsvorstellung des liberalen Feminismus: Für unterprivilegierte, insbesondere nichtweiße Frauen sei dies keine Option: »Da sie wissen, dass Männer innerhalb ihrer sozialen Gruppe keine soziale, politische und ökonomische Macht haben, würden sie es nicht als Befreiung erachten, den selben sozialen Status zu haben wie sie.« (hooks 1982, S. 23).

Dieses Einfordern der Kategorie Race als Bestandteil feministischer Theorien relativiert den bisherigen Fokus auf die Kategorie Gender. Gender ist als Konzept zu denken, das grundsätzlich mit anderen Formen sozialer Differenzierung bzw. weiteren Machtachsen verschränkt ist. Denn: »Gender ist immer schon durch die Vektoren von »race« und Klasse geformt« (Mills 1997: 79) – sowie je nach Kontext durch andere Hierarchisierungsmechanismen. Über das Verhältnis der verschiedenen Herrschaftsverhältnisse zueinander bleibt zu diskutieren (vgl. z. B. Harding 1994: 229f.).

Das Gender-Dilemma

► Die Diskussionen um Gender zeigen, dass der Begriff mit mindestens drei unterschiedlichen Intentionen gebraucht wird. Erstens als Bezeichnung gesellschaftlicher Strukturen, oft vor dem Hintergrund einer (vermeintlich) natürlichen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit, zweitens als Analyseinstrument für einen bestimmten Ausschnitt sozialer Struktur von Gesellschaft. Drittens als Ausdruck einer gesellschaftlichen Zwangsordnung, die es aus feministischer Sicht aufzulösen gilt. Aus dieser Mehrdeutigkeit von Gender ergibt sich ein Dilemma: Wird Gender als Kategorie zur Analyse von Gesellschaft gebraucht, besteht die Gefahr, dass dadurch die gesellschaftliche Ordnung gestärkt wird, die aus feministischer Perspektive eigentlich überwunden werden soll. Wird die Welt durch eine »Gender-Brille« gesehen, um Unrecht zu erfassen, kann das den Blick für Unterschiede innerhalb sozialer Gruppen schwächen. Gender-Raster können das ausblenden, was nicht in die eigene (spezifische) Gender-Matrix passt und damit zu Stereotypisierung beitragen.

Diese zunächst theoretischen Probleme münden in einer Reihe von Anfragen an die Gender-Praxis der Entwicklungspolitik. Wie kann beispielsweise eine Entwicklungszusammenarbeit aussehen, die ohne feste Kriterien auskommen möchte, wenn gerade diese für planerisches Handeln so relevant sind? So betont Caroline Moser, eine entwicklungspolitisch diskursmächtige Autorin, dass ihr Anliegen Komplexitätsreduktion zum Zwecke der Planbarkeit entwicklungspolitischer Intervention ist (vgl. Kerner in diesem Heft). Laut Moser haben die auf die Darstellung von Komplexität bestehenden feministischen Wissenschaftlerinnen versäumt, »ihre Forschungsergebnisse in Praxis zu übersetzen« (Moser 1993: 5). »PlanerInnen brauchen vereinfachte Instrumente, die ihnen erlauben, die jeweiligen Komplexitäten spezifischer Kontexte in den Planungsprozess zu füttern«.

Diese Reduktion von Komplexität wird jedoch schnell problematisch, da sie immer zu Ein- und Ausschlüssen führt. Wenn die Auffassung von Gender als sozial konstruierte Kategorie wirklich ernst genommen wird, dann greifen die Gender-Planungsinstrumente zu kurz, denn sie leisten derzeit nichts anderes, als Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu erfassen. Im schlechtesten Falle erreicht man damit eine erneute Stereotypisierung. »Doing Gender« findet auch und gerade in Gender-Analysen bzw. Gender-Trainings statt und ist »ein Prozess der Herstellung und Validierung von sozialem Geschlecht« (Gildemeister/Wetterer 1992: 213). Diese Gefahr einer »Restaurierung« herrschender Geschlechterverhältnisse sollte erkannt werden, denn so notwendig das Denken in Kategorien ist, es produziert immer auch Ausschlüsse.

Beispiele dafür finden sich in den Handbüchern für Gender-Trainings (vgl. Engelhard in diesem Heft). Ein Gender-Training beinhaltet in der Regel die Sensibilisierung der Teilnehmenden für Gender sowie eine Anleitung für die Durchführung einer Gender-Analyse. Alle auf dem Markt befindlichen Gender-Training-Handbücher³ gehen von der Unterscheidung zwischen Sex und Gender aus. Um die Vorstellung vom »Geschlecht als Schicksal« zu hinterfragen, kann diese Unterscheidung zunächst durchaus sinnvoll sein. Kaum ein Handbuch problematisiert jedoch Gender bezüglich des Zwangscharakters einer dualistischen Geschlechterordnung. Vielmehr führen einige der Handbücher durch Formulierungen wie »Both Genders« diese wieder durch die Hintertür ein und verspielen damit das oben aufgezeigte Potenzial, das Gender in sich birgt. Dabei ginge es keineswegs darum, im Rahmen der Trainings die fürwahr abstrakten Thesen Butlers zu behandeln. Es sollten lediglich unterschiedliche Formen der Stereotypisierung verstärkt problematisiert werden.

Problematisch ist eine Gender-Analyse, die in weiten Teilen lediglich darin besteht, eine schematische Mann-Frau Unterscheidung durch das Ausfüllen von Tabellen (z.B. bei geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung) vorzunehmen. Auch wenn dann noch die Analyse von »Einflussfaktoren« vorgesehen ist: Gender als offenes Konzept taugt – da immer spezifisch durch andere Kategorien überformt – nicht als Standardkategorie. Voraussetzung für Gender-Analysen wäre vielmehr zunächst eine Reflexion darüber, was Gender im jeweiligen kulturellen Kontext ausmacht. Das hieße nicht, zu leugnen, dass Frauen unterdrückt werden, sondern anzuerkennen, dass Unterdrückung verschiedenste Ursachen, Erscheinungsformen und Auswirkungen hat.

Gender als Brille?

► Um auf die im entwicklungspolitischen Diskurs gerne bemühte Metapher der Gender-Brille zurückzukommen: Problematisiert man die Ausblendungen, die hier entstehen können, müsste man die Brille absetzen und sich ihre Form betrachten. Das hieße, die eigenen Vorstellungen von gesellschaftlichen Geschlechterordnungen zu hinterfragen und als in spezifischen Machtkonstellationen entstanden anzuerkennen. Damit müsste auch die Annahme eines allgemeinen frauenpolitischen »Emanzipationsvorsprunges« des Nordens gegenüber dem Süden als (post)koloniale Konstruktion entlarvt werden (vgl. Kerner). Es ist ja keineswegs so, als wäre eine Entwicklung in Sachen Gender hierzulande überflüssig (vgl. auch Gokova in diesem Heft). Vor dem Hintergrund einer solchen Einsicht müsste sich dann so manche Entwicklungsmaßnahme auf die beziehen, die eigentlich den Anspruch vertreten, sie könnten andere »entwickeln«.

Anmerkungen:

Ich danke dem Feministischen Arbeitskreis Berlin für die kritische Lektüre und Anregungen zu diesem Beitrag. Eine ausführlichere Fassung wird im April erscheinen (Frey 2000).

- 1 Für Gender gibt es verschiedene Übersetzungen, neben »soziales Geschlecht« auch »Geschlechterverhältnis« und »Geschlechtsidentität«. Dies verweist darauf, dass es keine treffende Übersetzung gibt, weswegen hier der englische Begriff Gender gebraucht wird.
- 2 Quelle: Internet ([gopher://gopher.un.org/00/conf/fwcw/off/plateng/9520p6.en](http://gopher.un.org/00/conf/fwcw/off/plateng/9520p6.en)), 10.01.2000.
- 3 Es gibt inzwischen die verschiedensten Handbücher, vgl. genauer hierzu: Frey 2000.

► **Regina Frey** promoviert über Gender im Entwicklungsdiskurs am Institut für Soziologie der FU Berlin, Abteilung für politische Soziologie und Entwicklungssoziologie. 1993 war sie mit dem ASA Programm in Kenia.

Empowerment durch Geschlechterplanung?

Postkoloniale Kritik am Genderansatz

von Ina Kerner

Gender ist inzwischen eine grundlegende Kategorie entwicklungspolitischer Theorie und Praxis. Dank ihres Einzugs in entsprechende Planungsverfahren werden dort Machtverhältnisse thematisiert – vornehmlich jedoch zwischen Männern und Frauen; Macht zwischen Frauen und die Macht entwicklungspolitischer Ideen bleiben in den Ansätzen der Genderplanung oftmals unberücksichtigt.

► Seit Mitte der 90er Jahre, als *Women-in-Development* (WID), entwicklungspolitische Frauenförderung, durch *Gender-and-Development* (GAD) abgelöst wurde, erfreut sich Caroline Mosers Konzept der Genderplanung besonderer Prominenz. Mit ihrem sorgfältig ausgearbeiteten Verfahren hat die Weltbankexpertin nicht nur die ursprünglich radikale *empowerment*-Vision des Südfrauen-Netzwerks DAWN salonfähig gemacht; auch Mosers zentrale Unterscheidung zwischen praktischen und strategischen Gender-Bedarfen ist mittlerweile aus den einschlägigen Überlegungen – egal, ob in Theorie oder Praxis – kaum mehr wegzudenken. Das Ziel der Genderplanung ist es, durch entwicklungsplanerische Eingriffe bestehende Geschlechterverhältnisse zu transformieren. Das Verfahren intendiert »die Emanzipation von Frauen von ihrer untergeordneten Stellung und das Erzielen von Gleichheit, Gerechtigkeit und *Empowerment*.« (Moser 1993: 1).

Empowerment ist ein schillernder, offener Begriff, der seit seinem Einzug in entwicklungspolitische Debatten gravierende Bedeutungsverschiebungen erfahren hat. DAWN bezeichnete damit ursprünglich Weg und Ziel einer umfassenden politischen Vision von weltweiter Gleichberechtigung, Entwicklung und Frieden; Ungleichheiten bezogen auf die drei Kategorien Klasse, Geschlecht und 'Rasse' sollten dabei ebenso beseitigt werden wie Armut und Gewalt; Institutionen sollten sich öffnen für partizipative, demokratische Prozesse, Grundbedürfnisse sollten sich in Grundrechte verwandeln (vgl. Sen/Grown 1988: 80ff.). DAWN kritisierte die dominanten Entwicklungsparadigmen, in die die WID-Strategie eingebettet war, und sprach sich dezidiert für feministischen Pluralismus und die Möglichkeit zur Selbstdefinition aus: »Es muss eine Vielfalt von Feminismen geben, die auf die unterschiedlichen Bedürfnisse und Sorgen der unterschiedlichen Frauen eingehen und von ihnen selbst definiert werden« (Sen/Grown 1988: 18f.), so die programmatische Forderung.

Mit ihrer Ablehnung von Fremddefinitionen stehen die DAWN-Aktivistinnen mittlerweile längst nicht mehr alleine da; seit der binnenfeministischen Essentialismus/Antiessentialismusdebatte wird die Konstruktion eines einheitlichen Subjektes »Frau« ebenso problematisiert wie die Annahme allgemeiner frauenpolitischer Ziele und die Isolierung der Kategorie »Geschlecht« von anderen gesellschaftlichen Strukturkategorien. Bezogen auf die Nord-Süd-Dimension feministischer Vereinheitlichungen haben sich in dieser Hinsicht vor allem postkoloniale Kritikerinnen hervorgetan. Mit dem interdisziplinären Projekt der *postcolonial studies* (vgl. iz3w 225) assoziiert, das – grob vereinfacht – die Machtwirkungen ausleuchtet, die mit den verschiedenen Spielarten des Eurozentrismus verwoben sind, beziehen sich insbesondere Chandra Mohanty und Gayatri Spivak explizit auf entwicklungspolitische Fragestellungen und Texte.

Feministischer Neokolonialismus

► Chandra Mohanty ist bekannt geworden durch ihren Aufsatz *Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses*. Kern dieser Arbeit ist die Analyse empirischer Studien über die Lebenssituation von Frauen im Süden.¹ Sie beurteilt die Studien hart:

»Die feministischen Schriften, die ich hier analysiere, kolonisieren die materiellen und historischen Heterogenitäten der Lebenssituationen von Frauen in der Dritten Welt auf diskursive Art. Sie produzieren und repräsentieren damit eine zusammengesetzte, singuläre 'Dritte-Welt-Frau' – ein Bild, das arbiträr konstruiert zu sein scheint, aber dennoch vom Diskurs des westlichen Humanismus legitimiert ist.« (Mohanty 1991: 53)

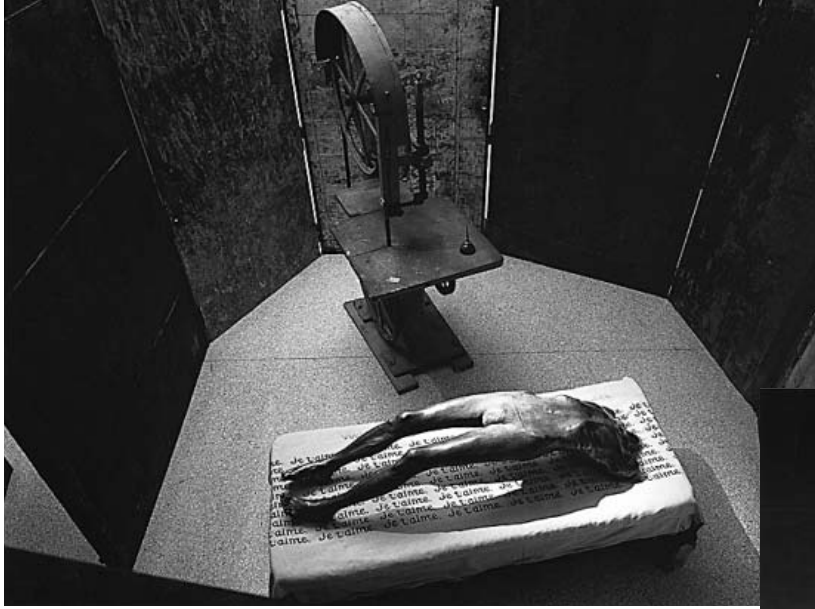
Mohanty lehnt Studien über die Lebensbedingungen von Frauen im Süden nicht grundsätzlich ab, denn für eine internationale Vernetzung feministischer Kämpfe hält sie sie für notwendig. Gegenstand ihrer Kritik sind vielmehr Tendenzen eines neokolonialen feministischen Denksystems. Dieses sei durch einen ethnozentrischen Universalismus geprägt und sei sich den Effekten westlicher

Wissenschaft auf die 'Dritte Welt' im Kontext eines westlich dominierten Weltsystems nur unzulänglich bewusst (vgl. ebd. 53). Der ethnozentrische Universalismus konkretisierte sich vor allem in der Verwendung von Analyse-kategorien, die westliche Feministinnen² aus ihren persönlichen und kollektiv reflektierten Unterdrückungserfahrungen ableiteten. Geschlechterverhältnisse würden auf dieser Grundlage als Ausdruck einer weltweit herrschenden männlichen Dominanz und eines monolithischen Patriarchats analysiert. Damit einher gehe die Annahme der weltweiten Unterdrückung von Frauen, die ein kontextunabhängiges und daher problematisches Verständnis von Frauen als homogener sozialer Gruppe zu Grunde legt.

Koalitionen statt sisterhood

► Frauen im Süden mit ihren komplexen Lebensbedingungen würden auf diese Weise kolonisiert. Durch diesen Prozess der diskursiven Homogenisierung und Systematisierung werde Macht ausgeübt (vgl. ebd. 54). Um diese Machtwirkungen zu vermeiden, sind nach Mohanty kontextspezifische Analysen nötig, die sich von mehreren Analyserastern gleichzeitig leiten lassen und in anderen Kontexten entwickelte Kategorien nicht verallgemeinernd übertragen.

Vor diesem Hintergrund kritisiert Mohanty das Modell der *global sisterhood*, das von einer kulturübergreifenden Korrelation von Erfahrungen und daraus abgeleiteten Interessen, Perspektiven und politischen Zielen von Frauen ausgeht. Sie hält dieses Modell für eine problematische Reduktion; die Erfahrungen von Frauen seien durch mehr Komponenten als nur durch Weiblichkeit geprägt und durch das Zusammenspiel verschiedener Einflüsse und Zugehörigkeiten oft unkontinuierlich und fragmentiert (vgl. Mohanty 1992: 88). Auf Grund dieser Fragmentierungen betrachtet sie die Ableitung feministischer Ziele allein aus weiblichen Unterdrückungserfahrungen als unzureichend für die Schaffung eines globalen feministischen Projekts, das sich überdies nicht auf anti-patriarchale Kämpfe beschränken könne. Vielmehr müsse man die gegenwärtigen Überschneidungen von antirassistischen, antiimperialistischen und schwul-lesbischen Kämpfen verstehen, um eine Grundlage für feministische politische Strategien und



Women share interests, as a gender.

Moser



»j'y suis j'y reste, 1992«

Beyond sisterhood there is still racism,
colonialism, and imperialism!

Mohanty

kritische Analysen zu schaffen (vgl. ebd. 87). Sie plädiert daher für internationale feministische Netzwerke, die um spezifische Themen wie Sex-Tourismus oder die multinationale Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft organisiert sind (vgl. ebd. 77), also für themen- statt identitätsorientierte Zusammenschlüsse. An die Stelle von *sisterhood* sollen strategische Koalitionen treten, die sich internen Differenzen, Machtverhältnissen und Konflikten stellen, statt sie unter der Betonung von Gemeinsamkeiten auszublenden.

Sollen diese Koalitionen funktionieren, ist interne Kommunikation vonnöten. Postkoloniale Kritikerinnen fordern zu diesem Zweck von potentiellen Verbündeten zunächst eins: Zuzuhören. Die Schwierigkeiten des Zuhörens werden dabei explizit benannt. Gayatri Spivak bemerkt:

»Ein verantwortungsbewusstes Verhältnis mit den Subalternen aufzubauen, mit Antworten, die in beide Richtungen strömen – lernen zu lernen ohne diesen vorchnellen Wahn, Gutes tun zu wollen unter der impliziten Annahme kultureller Überlegenheit, die durch nicht-hinterfragte Romantisierung legitimiert wird – das ist das Schwierige.« (in Landry/ MacLean 1996: 293)

Zur Lösung dieses schwierigen Unterfangens rät Spivak zu »unlearning one's privilege as one's loss« (die eigenen Privilegien als Verlust zu verlernen) (ebd. 4; Spivak 1990: 9, 42, 57). Mit dieser Wendung stellt Spivak die gängige Annahme in Frage, die Abgabe von Definitionsmacht und Entscheidungskompetenzen komme einem Verlust an Privilegien gleich. Ihrer Argumentation nach entsteht ein Verlust nicht erst durch die Aufgabe von Privilegien, sondern ist einer privilegierten Position immer schon inhärent: denn von einer privilegierten Position aus scheint es zunächst teils unmöglich, teils unnötig, über Wissen von den Anderen

und über anderes Wissen zu verfügen. Die privilegierte Position selbst ist also eine schon eingeschränkte. Wird nun bewusst versucht, diese Position zu verlernen, indem anderes Wissen gelernt wird, kann der Verlust sich mindern.

Schwierige Kommunikation

► Das Verlernen der eigenen Privilegien hat zudem noch eine andere Komponente, die sich explizit auf die Kommunikation selbst bezieht. Nach Spivak bedeutet das Verlernen der eigenen Privilegien, auf eine Weise zu sprechen, die die Anderen verstehen und wertschätzen und auf die sie antworten können:

»Wie wäre es zu versuchen, in einer Weise sprechen zu lernen, die die Massen nicht für Quatsch halten? Wenn ich an die Massen denke, denke ich an eine Frau, die zu den 84% der Frauenarbeit in Indien zählt, das bedeutet unorganisierte Arbeit in der Landwirtschaft. Wenn ich nun so sprechen könnte, dass solch eine Person mir wirklich zuhören würde, und mich nicht als eine weitere dieser kolonialistischen Missionare abweisen würde, würde das das Projekt verkörpern, das ich mit »verlernen« bezeichnet habe (...).« (Spivak 1990: 56)

Für Spivak ist zuhören nicht gleich zuhören. Vehement wehrt sie sich gegen *tokenism*, dagegen, als Alibifrau kurz angehört zu werden, damit die Diskussion – wenn überhaupt eine geführt wird – zur vorher festgelegten Tagesordnung zurückgelenkt werden kann. Das Problem des *tokenism* ist verknüpft mit dem Problem der Repräsentation. Wird man als Vertreterin einer bestimmten Gruppe zum Sprechen aufgefordert, würde man hauptsächlich als solche gehört und nicht als eigenständige Sprecherin, deren Position von derjenigen Position, welche die Einladenden der Gruppe zuschreiben, abweichen könnte. Dazu Spivak:

»Das Problem entsteht, wenn die professionellen ZuhörerInnen, die hegemonialen Menschen, die dominanten Menschen, darüber sprechen, jemandem zuzuhören, der oder die 'spricht als'. Wenn sie eine Inderin als Inderin sprechen hören wollen, oder eine Dritte-Welt-Frau als Dritte-Welt-Frau, überdecken sie die Tatsache, dass sie sich eine gewisse Ignoranz erlauben können, mit einer Art von Homogenisierung.« (Spivak 1990: 60)

Spivaks Forderung lautet daher, nicht als Alibiperson und Vertreterin einer Gruppe gehört zu werden, sondern als eigenständige Person. Im Zweifelsfall gelte immer: »Sicherheit gibt es eher im Spezifischen als in diesen Etiketten (Labels).« (Spivak 1990: 60)

Auf der Grundlage der hier entwickelten Positionen postkolonialer feministischer Kritik wird im Folgenden ein geschärfter Blick auf das Gender-Planungskonzept von Caroline Moser geworfen.

Gender-Planung

► Die Planung von Geschlechterverhältnissen präsentiert Moser als Projekt des globalen Feminismus: »Die Entwicklung der Gender-Planung stammt aus den starken sozialen und politischen Bewegungen, die Frauen jetzt selbst schaffen.« (Moser 1993: 191). Sie wendet sich mit ihrem Ansatz dezidiert gegen den entwicklungsplanerischen *malestream*, der mit Privathaushalten als kleinster Planungseinheit agiert. Dessen Grundannahmen über einkommensschwache Haushalte – sie bestünden aus Kleinfamilien mit ein bis zwei Kindern, in denen Entscheidungsmacht und Ressourcenkontrolle gleich zwischen den erwachsenen Mitgliedern verteilt sei, während die Männer außerhäuslicher Erwerbsarbeit nachgingen und die Frauen sich den reproduktiven Belangen widmeten – hält sie für empirisch widerlegt. Aus diesem Grund



»Cell II, 1991« Louise Bourgeois, Kestner Gesellschaft

setzt ihr eigenes Planungsverfahren eine Stufe tiefer an: nicht beim Haushalt, dessen interne Machtstrukturen auszuleuchten und zu verändern sie bestrebt ist, sondern bei Frauen und ihrer Rolle innerhalb der geschlechtlichen Arbeitsteilung (vgl. ebd. 15ff.). Damit grenzt sich Moser nicht nur vom planerischen *malestream*, sondern auch vom WID-Ansatz ab, der zwar zwischen Männern und Frauen differenziert, dem sie jedoch mangelnden Erfolg bescheinigt (vgl. ebd. 10f.) und ihn dafür kritisiert, als politisch neutrale Zusatzkomponente herkömmlicher Planungsverfahren anzutreten (vgl. ebd. 86).

Frauen beschreibt Moser als unterdrückt. Diese Unterdrückung setzt sie zunächst auf einer materiellen Ebene an; Angelpunkt ist die geschlechtliche Arbeitsteilung. Den Zusammenhang zwischen geschlechtlicher Arbeitsteilung und der Subordination von Frauen erklärt sie mit dem unterschiedlichen Wert, der Frauenarbeit und Männerarbeit beigemessen wird (vgl. ebd. 29). In Abgrenzung zu den Grundannahmen traditioneller Entwicklungsplaner geht Moser von einer dreifachen Frauenrolle aus: »Frauen übernehmen reproduktive, produktive und soziale (*community managing*) Aktivitäten, während Männer vornehmlich produktive und politische (*community politics*) Aktivitäten übernehmen.« (ebd. 230). Die *reproduktive* Rolle umfasst Geburt und das Aufziehen von Kindern sowie andere Haushaltsaktivitäten. Sie betont, dass diese Arbeiten stark unterbewertet und oft unsichtbar sind (ebd. 29f.). Die *produktive Arbeit* umfasst Tätigkeiten mit einem zumindest potentiellen Tauschwert. Moser betont einerseits, dass arme Frauen im Süden durchaus produktive Arbeit ausüben; und andererseits, dass sie dies, im Vergleich zu Männern, unter ungleichen Verhältnissen tun (vgl. ebd. 31). *Community managing* schließlich beschreibt

ehrenamtliches soziales Engagement von Frauen auf Gemeindeebene, das der Versorgung mit (oft knappen) Gütern allgemeinen Gebrauchs wie Wasser, Gesundheitsfürsorge und Bildung dient. Nach Moser üben Frauen diese Tätigkeiten in Erweiterung ihrer reproduktiven Rolle aus. Die Nachbarschaft sei für Frauen demnach lediglich eine Erweiterung der häuslichen Sphäre, während sie für Männer, die dort hauptsächlich durch politische Aktivitäten involviert seien, den Status der Öffentlichkeit einnehme. Demnach komme diesen unterschiedlichen Arbeiten auf Gemeindeebene auch ein unterschiedlicher Status zu: die politische Arbeit der Männer sei bezahlt oder führe zumindest zu Ansehen und Macht, die ehrenamtlichen Tätigkeiten der Frauen seien unbezahlt, weniger anerkannt oder, ähnlich wie Hausarbeit, sogar unsichtbar (vgl. ebd. 34). Die – genderplanerisch relevante – Situation von Frauen ist nach Mosers Darstellung mithin durch die Arbeit, die Frauen verrichten, definiert.

Praktische und strategische Bedarfe

► Genderplanung intendiert eine Veränderung dieser Rollenverteilung. Ihr zentrales Element ist die Unterscheidung von praktischen und strategischen Gender-Bedarfen, *practical* und *strategic gender needs*. Diese Bedarfe sind eine ausgewiesene Adaption von Kategorien, die Maxine Molyneux in einem Aufsatz über die Frauenpolitik der *Sandinistas* zur Unterscheidung verschiedener frauenpolitisch relevanter Interessen geprägt hat. Moser nimmt Molyneuxs Unterscheidung zwischen praktischen und strategischen Gender-Interessen auf und übersetzt sie – nach eigenem Bekunden – in Termini der Entwicklungsplanung, die der Bedarfe.

Diese definiert Moser als »means by which concerns are satisfied« (ebd. 37). Beide Bedarfe leitet Moser von der dreifachen Rolle und der untergeordneten gesellschaftlichen Position von Frauen ab:

»Praktische Gender-Bedarfe (PGB) sind die Bedarfe, die Frauen aus ihrer gesellschaftlich anerkannten Rolle heraus identifizieren. PGBs gründen in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sowie der untergeordneten gesellschaftlichen Stellung von Frauen, fordern sie aber nicht heraus. PGBs beziehen sich auf unmittelbare Notwendigkeiten, die innerhalb eines konkreten Zusammenhangs wahrgenommen werden. Sie sind praktischer Natur und betreffen häufig Probleme in Bezug auf Lebensbedingungen wie Wasserversorgung, Gesundheitsfürsorge oder Arbeit.

Strategische Gender-Bedarfe (SGB) sind diejenigen Bedarfe, die Frauen aufgrund ihrer untergeordneten gesellschaftlichen Stellung identifizieren. Sie variieren bezüglich der konkreten Kontexte der geschlechtlichen Arbeitsteilung, von Macht und von Kontrolle und umfassen Themen wie gesetzlich verankerte Rechte, häusliche Gewalt, gleiche Löhne und die Selbstbestimmung der Frauen über ihre Körper. Die Deckung von SGBs hilft Frauen dabei, mehr Gleichheit zu erreichen und bestehende Rollenzuweisungen zu verändern. Dabei fordern sie die untergeordnete Stellung von Frauen heraus.« (ebd. 231f.)

Laut dieser Beschreibung sollen in beiden Fällen 'Frauen' die jeweiligen Bedarfe identifizieren; es sind jedoch nicht dieselben Frauen. Während praktische Genderbedarfe nach Moser von den jeweils Betroffenen ermittelt werden können, sei zur Identifizierung der weitergehenden strategischen Bedarfe ein feministischer Eingriff nötig:

»Strategische Gender-Bedarfe werden oft genauso als 'feministisch' bezeichnet wie der Bewusstseinsgrad, der notwendig ist, um erfolgreich für sie zu kämpfen. (...) Im Gegensatz dazu sind praktische Gender-Bedarfe diejenigen, die auf der Grundlage der konkreten Lebensbedingungen formuliert werden, die Frauen erfahren. Anders als die strategischen Gender-Bedarfe werden sie unmittelbar von Frauen in diesen Positionen formuliert, und weniger durch externe Interventionen.« (ebd. 39f.)

Moser unterscheidet die beiden Bedarfskategorien mithin nicht nur nach ihrer Reich-

weite, sondern auch normativ: Erstens sind nur strategische Gender-Bedarfe feministisch, die praktischen sind es nicht; zweitens, davon abgeleitet, seien die Planungsmethodologien zur Deckung strategischer Gender-Bedarfe eindeutig politischer, diejenigen zur Deckung praktischer Gender-Bedarfe vorwiegend technischer Natur (vgl. ebd. 190).

Auf dieser Grundlage entwickelt Moser ihr Planungsmodell, das aus vier ineinandergreifenden Komponenten besteht, das heißt sich auf vier verschiedene Implementierungsbereiche erstreckt. Diese Komponenten sind erstens die institutionelle Struktur der Entwicklungsorganisationen, zweitens die Planungsverfahren, die zur Anwendung kommen, drittens Einstellungen und Verhalten der beteiligten PlanerInnen sowie viertens und abgesetzt von den Komponenten eins bis drei – die alle die Geberseite betreffen – zivilgesellschaftliche Strukturen in der Partnerregion, die Chancen oder Blockierungen für Gender-Planung darstellen können (vgl. ebd. 106f.).

Genderplanung und Empowerment

► Moser rezipiert im Zusammenhang mit der vierten Planungskomponente in zwei längeren Abschnitten ihres Textes das DAWN-Papier. Zunächst stellt sie den *empowerment*-Ansatz vor; außerdem diskutiert sie verschiedene Typen von Frauenorganisationen und bezieht sich dabei auf eine Übersicht, die DAWN erstellt hat. Moser diskutiert den DAWN-Ansatz, indem sie ihn in das Kategoriensystem ihres Gender-Planungsmodells einpasst, und fasst ihn folgendermaßen zusammen:

»Empowerment ist der jüngste Ansatz und wurde von Dritte-Welt-Frauen vorgelegt. Seine Absicht ist, Frauen durch größere Selbstständigkeit (*self-reliance*) zu ermächtigen. Die Unterordnung von Frauen wird nicht nur als Problem der Männer betrachtet, sondern auch als koloniale und neokoloniale Unterdrückung. Der Ansatz erkennt die dreifache Rolle von Frauen an und ist bestrebt, strategische Gender-Bedarfe indirekt durch eine Mobilisierung an der Basis (*bottom-up mobilization*) um praktische Gender-Bedarfe zu decken. Er ist provokativ, vermeidet es aber, sich der Kritik auszusetzen, westlich inspirierter Feminismus zu sein. Er ist unpopulär, außer bei Dritte-Welt-Frauen-NGOs und deren UnterstützerInnen.« (ebd. 74)

Das Anliegen des *empowerment*-Ansatzes ist, so Moser, »to empower women through greater self-reliance« (Frauen durch größere Selbstständigkeit zu ermächtigen). *Self-reliance*, Selbstständigkeit, ist ein Schlüsselbegriff aus dependenztheoretischen Debatten. Auch im DAWN-Manifest kommt er vor: im Kontext von langfristigen Entwicklungsstrategien, in dem DAWN verschiedene Voraussetzungen für eine grundlegende Neuorientierung des Entwicklungsdenkens formuliert. Diese sind: »nationale Befreiung von kolonialer und neo-

kolonialer Herrschaft sowie *nationale Selbstständigkeit*, zumindest bezogen auf Grundbedürfnisse wie Nahrung und Energiequellen, Gesundheitsfürsorge und Wasserversorgung sowie Bildung.« (Sen/Grown 1988: 83; Hervorhebung: I.K.). Bezogen auf *empowerment* von Frauen verwendet DAWN einen anderen Begriff: *self-definition* (vgl. ebd. 80). Frauen sollen nicht, wie Mosers kurze Erläuterung nahelegt, durch Planungs- oder andere exogene Prozesse in ihrer Selbstständigkeit bestärkt werden; vielmehr spricht sich DAWN für »*the self-empowerment of women*« aus (ebd. 82; Hervorhebung: I.K.).

Entpolitisierung und Viktimisierung

► Im Unterschied dazu erfordert *empowerment* von Frauen im Süden nach der Einschätzung von Moser den Eingriff von Entwicklungsplanerinnen. Sie stellt fest:

»Genderplanung ist kein Selbstzweck, sondern ein Instrument, mit dem sich Frauen durch einen empowerment-Prozess emanzipieren können. Ich vertrete den Standpunkt, dass dies am besten durch Aushandlungsprozesse (*a process of negotiated debate*) über die Umverteilung von Macht und Ressourcen innerhalb des Haushaltes, der Zivilgesellschaft sowie des Staates erreicht werden kann. Eine solche Debatte erfordert ganz offensichtlich die Beteiligung von Frauen, geschlechtersensiblen Organisationen und PlanerInnen.« (Moser 1993: 190)

Vor dem Hintergrund, dass sie mit ihrem Planungsverfahren *empowerment* und Emanzipation von Frauen erreichen will, birgt Mosers Modell diverse miteinander verknüpfte Probleme. Zunächst: Moser entpolitisiert Frauen im Süden. Politisch werden deren Aktivitäten erst, wenn feministisches Wissen oder Gender-Planung ins Spiel kommen. Sie setzt nicht bei Interessen konkreter Frauen an, sondern bei praktischen und strategischen Gender-Bedarfen. Diese wiederum befinden sich in Mosers Konzept in einem klar hierarchischen Verhältnis: nur die strategischen Gender-Bedarfe sind feministisch, nur sie sind politisch. Sowohl zu ihrer Identifizierung als auch zu ihrer Deckung bedarf es Eingriffe feministischer Expertinnen. Davon isolierte Aktionen zur Deckung von praktischen Genderbedarfen, also denjenigen, die betroffene Frauen selbst identifizieren können, würden hingegen die Gefahr bergen, die subordinierte Position dieser Frauen dadurch zu festigen, dass sie es ihnen ermöglichen, ihre traditionellen, in der herkömmlichen Arbeitsteilung verfangenen Aufgaben besser zu verrichten (vgl. ebd. 123). Die Entpolitisierung wird zusätzlich gestützt durch die Konstruktion der Geschlechterrollen: *community politics*, die einzige explizit politische Rolle, kommt nach Moser lediglich Männern zu;

die Gemeindeaktivitäten der Frauen definiert Moser als vorpolitische Erweiterung der reproduktiven Rolle und lokalisiert sie in der erweiterten häuslichen Sphäre und nicht in der Öffentlichkeit.

Was das Verfahren der Zielgruppenpartizipation und die Modi der Einbindung zivilgesellschaftlicher Organisationen in die Gender-Planung betrifft, bleibt Moser sehr undeutlich; sie spricht lediglich knapp von Konsultationsprozessen (vgl. ebd. 100ff.). Diese Unklarheit ist mit ihrer Argumentationsstrategie, die eigenständige politische Aktivitäten von Frauen im Süden nicht vorsieht, durchaus kompatibel. Folgerichtig schätzt Moser Frauenorganisationen und deren politisches Potential sehr skeptisch ein: sie seien entweder exogen induziert oder mangelhaft feministisch (vgl. ebd. 196ff.).

Moser betont, dass Simplifizierungen notwendig für Entwicklung und Umsetzung handhabbarer Planungsverfahren seien (vgl. ebd. 5, 91, 176, 213f.) Gleichzeitig handelt sie sich gerade auf Grund ihrer simplifizierten Kategorien und der relativ starren Struktur ihres Planungsmodells zwei weitere Probleme ein. Das erste Problem betrifft ihren Umgang mit divergierenden feministischen Positionen. Moser erklärt die Deckung strategischer Gender-Bedarfe durch die Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung zur feministischen Priorität. Diese Priorität ist allerdings unter Feministinnen umstritten. In ihrem Planungsansatz fehlen Verfahren, mit denen feministische Interessengegensätze produktiv ausgehandelt werden könnten. »Planning as debate« bezieht sich bei Moser lediglich auf Debatten, die stattfinden, nachdem die Grundkategorien weiblicher Unterdrückung und die strategischen Gender-Bedarfe längst festgelegt wurden; und es sind ausschließlich Debatten zwischen Frauen und Männern. Differenzen zwischen Feministinnen blendet sie aus ihrem Planungsansatz ebenso aus wie Differenzen und Machtverhältnisse zwischen Frauen im Norden und Süden sowie zwischen Entwicklungsplanerinnen und Frauen aus genderplanerischen Zielgruppen.

Performative Akte

► Das zweite Problem resultiert aus den Simplifizierungen, die Moser zur Entwicklung ihrer Kategorien vornehmen muss. Durch die klaren Zuweisungen – nur strategische Gender-Bedarfe sind politisch und feministisch, *community managing* ist eine vorpolitische Aktivität – kann sie bestimmte Aktionsmodi und lokale Spezifika von Frauenaktivitäten und -bewegungen nur schwer fassen. So setzen manche Organisationen und Aktionsgruppen, wie beispielsweise die lateinameri-



»Cell IV, 1991«

kanischen Mütter- und Witwenorganisationen, die traditionelle Frauenrolle strategisch ein, um ihre politischen Ziele zu verfolgen. Sie erzielen ihre politische Wirkung (sowie den persönlichen Schutz ihrer Aktivistinnen) daraus, dass sie die klassische vopolitische, am Wohl der Familie orientierte reproduktive Frauenrolle öffentlich anerkennen.

Durch solche performativen Akte sind sie in der Lage, ihre politischen Aktionen als vopolitische, lediglich am Wohlergehen der persönlichen Angehörigen interessierte Aktivität zu repräsentieren. Damit sind die Frauen, die in diesen Gruppen mitarbeiten, nicht nur in der Lage, sich für ihre politischen Ziele einzusetzen – in diesem Falle den Kampf für die Einhaltung der Menschenrechte und gegen einen repressiven Staat. Durch diese Strategie verflüssigen sich auch die traditionellen Geschlechterrollen und ihre gesellschaftlichen Zuschreibungen. Indem sie als Mütter agieren, gelingt es den *Madres de la Plaza de Mayo* und ähnlichen Gruppen, die klassische Trennung zwischen einer privaten und einer öffentlichen Sphäre zu verwischen. Da die Mütter explizit in ihrer reproduktiven Rolle in die Öffentlichkeit treten, lehnen sie gleichzeitig zwei Zuschreibungen ab: die Ansicht, die reproduktive Rolle sei apolitisch sowie die Auffassung, private, reproduktive Angelegenheiten gehörten in die häusliche oder zumindest in die erweiterte häusliche Sphäre.

Marianne Marchand hat darauf hingewiesen, dass nicht nur politische Gruppierungen und Bewegungen, sondern auch einzelne Frauen von der Trennung zwischen praktischen und strategischen beziehungsweise femininen und feministischen Belangen auf strategische Weise Gebrauch machen. Bezogen auf die »feminist-feminine dichotomy« schreibt Marchand:

»Es sollte anerkannt werden, dass Arbeiterschicht-Frauen in Lateinamerika diese Dichotomie durchaus als Quelle für empowerment nutzen. In Gesellschaften, in denen Machismo und sein Gegenstück Marianismo (bis vor kurzem) klar definierte Erwartungen an Geschlechter-Rollen erzeugten, müssen Frauen manchmal ihre Handlungen als Erweiterung ihrer Pflichten und Rollen als Frauen begründen. (...) Ein freimütiges Statement über 'feministische' Frauenaktionen könnte leicht sowohl männlichen Widerstand hervorrufen als auch die Angst von Frauen vor der Überwindung gesellschaftlich zugeschriebener Geschlechter-Rollen.« (Marchand 1995: 63f.)

Während Moser *empowerment* durch die Deckung strategischer Gender-Bedarfe, das

heißt durch eine Veränderung von Geschlechterrollen erreichen möchte und die Austragung von Konflikten zu diesem Zweck für unabdingbar hält, erreichen Frauen in Marchands Beispiel empowerment durch die explizite Anerkennung ihrer Rolle, die sie dann allerdings, ebenso wie die *Madres*, performativ ausweiten.

»Unlearning one's privilege«

► Feministische Politikziele differieren untereinander ebenso wie Interessen von Frauen und Vorstellungen über gute Entwicklungsziele samt Modellen zu deren Verwirklichung. Wenn also 'Emanzipation' und 'empowerment' Kategorien sind, deren Gehalt selbst unter denjenigen, die ihre Durchsetzung bestreben, umstritten ist, liegt »Sicherheit«, um eine Wendung von Gayatri Spivak zu gebrauchen, »eher im Spezifischen als in diesen Etiketten (Label)« (Spivak 1990: 60). Wie sich gezeigt hat, beruht Mosers Modell nicht nur auf der diskursiven Homogenisierung und Viktimisierung von Frauen im Süden und verallgemeinert ein Feminismuskonzept, das weißer Mittelschichtsfrauen im Norden während der 70er Jahre aus ihren persönlichen Unterdrückungserfahrungen abgeleitet haben. Es blendet zudem Differenzen sowie mit ihnen verwobene Machtverhältnisse zwischen Planerinnen und Frauen aus den Zielgruppen aus. Es gründet auf konkreten Vorannahmen darüber, »wer sich als 'Frau' qualifiziert und was diese Frau denken muss, um die Frau zu repräsentieren, die ermächtigt werden soll (*who is to be empowered*).« (Spivak 1996: 3). Für einen Dialog, den Moser selbst gutheißt (vgl. Moser 1993: 210), bietet ihr Planungsmodell daher keinen geeigneten Rahmen. Interaktionen zwischen PlanerInnen und Frauen aus den Zielgruppen finden in ihrem Modell eher nach dem Modus statt, den Spivak als *tokenism* kritisiert hat. Wenn PlanerInnen Vertreterinnen der Zielgruppe zur Konsultation laden, sind die Tagesordnungspunkte, in diesem Falle Gender-Prinzipien und korrespondierende Instrumente, bereits festgelegt; und während die *tokens* gehört werden, gehen andere ExpertInnen, sozusagen im Nebenzimmer, der eigentlichen Planungsarbeit nach und führen Gender-Diagnosen durch. Dass durch ein solches Vorgehen Macht ausgeübt wird, deren Wirkung – wenn auch nicht be-

absichtigt – *Entmächtigung* sein kann, thematisiert Moser nicht. Ihr Modell ist lediglich an intendierter, materiell vermittelter *Ermächtigung* interessiert.

Die Defizite, die ihr Planungsmodell aufweist, sind in der Verwendung simplifizierender Kategorien und daraus resultierender Homogenisierungen – sowohl von Frauen als auch von deren möglichen Bedarfen – begründet. Notwendig ist dieses Kategoriensystem nach Moser, um ein Planungsverfahren, das die Veränderung von Geschlechterverhältnissen intendiert, überhaupt erst entwickeln zu können und einen solchen Eingriff für PlanerInnen handhabbar zu machen (vgl. ebd. 91). Die privilegierte Position, die den Entwicklungsexpertinnen in Mosers Planungsansatz zukommt, ist somit ursächlich mit den Problemen des Ansatzes verknüpft. »Unlearning one's privilege as one's loss«, der Appell, den Gayatri Spivak an die Adresse der Privilegierten richtet, könnte demnach, wenn Gender-Planerinnen ihn beherzigen, zu einem Gewinn für beide Seiten führen.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Mohanty 1991: 75. Es handelt sich bei den untersuchten Arbeiten um Titel aus der Zed Press Women in the Third World Reihe.
- 2 Westliche Feministinnen sind nach Mohanty »Schreibende, die Andere als nicht-westlich fest-schreiben, und dabei sich selbst implizit als Westlich definieren.« (Mohanty 1991: 52) – der Terminus schließt mithin Feministinnen aus dem Süden, die mit westlichen Methoden und aus einer privilegierten Position heraus über ihre eigenen Gesellschaften schreiben, ein.

► **Ina Kerner** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin. Von ihr ist vor kurzem erschienen: *Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und Postkoloniale Kritik. Eine Analyse von Grundkonzepten des Gender-and-Development Ansatzes*. LIT-Verlag, Hamburg 1999. Die englischen Zitate wurden von Iris Erbach ins Deutsche übersetzt.

Nach ausführlicher Diskussion hat sich die Redaktion dazu entschlossen, die englischen Zitate dieses Textes ins Deutsche zu übersetzen, um möglichst vielen die Position gerade der postkolonialen KritikerInnen zugänglich zu machen. Die Autorin befürchtet hingegen, dass bei Übersetzungen die Originalstimme verfälscht, Bedeutungen reduziert und Fehlinterpretationen möglich sind.

Warum denn in die Ferne schweifen?

MitarbeiterInnen des ASA-Programm-Büros zum Thema Gender

von **Sonia Otto** und **Marion Miketta**

In der deutschen Sprache wird der Begriff »Gender« mit sozialem Geschlecht übersetzt und kann als eine Kategorie zur Analyse sozialer Prozesse verstanden werden. In der entwicklungspolitischen Praxis ist die Bedeutung jedoch immer noch unklar. Trotzdem wurde Gender innerhalb der letzten acht Jahre zu einem der Schlüsselbegriffe in der Entwicklungszusammenarbeit. Nichtregierungsorganisationen aus Entwicklungsländern gelten bisweilen nur dann als förderungswürdig, wenn sie die Genderperspektive in ihre Projekte integrieren. Wahrscheinlich ist es leichter vor fremden Türen zu kehren, als sich die Verhältnisse hier zu vergegenwärtigen.

► Auf die Frage nach ihrer Definition von Gender erhielten wir von einem ASA-Büro-Mitarbeiter folgende Erklärung: »Ich verstehe unter Gender oder der Genderperspektive die Berücksichtigung dessen, dass Männer und Frauen alle gesellschaftlichen Aspekte unterschiedlich wahrnehmen und unterschiedlich agieren. Und dass man diese Unterschiede, diese geschlechtsspezifischen Differenzen auch angemessen bei jeder Art von Programm, bei jeder Art von Projekt, gerade auch in der Entwicklungszusammenarbeit berücksichtigen sollte. Mit Differenzen meine ich nicht natürlich gesetzte Differenzen. Denn der Genderaspekt beinhaltet ja gerade, dass unterschiedliche Aktionsweisen nicht Naturgesetze, sondern gesellschaftlich gelernte und damit auch gesellschaftlich veränderbare Differenzen sind.«

Dabei wird Gender oft schlicht als Synonym für Frauen benutzt: »Die Frage, was der Genderaspekt beinhaltet, ist oft sehr schwer zu beantworten. Die schlichte Feststellung, 'Frauen sehen etwas anders', löst bei Männern natürlich sofort die Frage aus: 'Wie denn?'. Wenn die Frauen uns Männern nicht konkret und klar genug sagen können, worum es ihnen geht, ist unsereins als Mann immer noch nicht weiter. Dass ein eigener Bereich definiert wird und verteidigt wird, ist ja gut, das Inhaltliche scheint mir dann jedoch oft auf der Strecke zu bleiben.«

Eine andere Mitarbeiterin des ASA-Programmbüros formulierte ihr Verständnis von Gender folgendermaßen: »Ja, ich muss ehrlich sagen: Gender ist für mich natürlich auch ein Fremdwort. Der Begriff ist irgendwann in die Debatte eingeführt worden und bedeutet soviel wie soziales Geschlecht. Zweigeschlechtliches menschliches Dasein ist zum einen biologisch, zum anderen sozial be-

stimmt; zum einen wird es dir in die Wiege gelegt, zum anderen in der Sozialisation sehr stark geprägt.«

Eine weitere Mitarbeiterin berichtet, sie habe sich erst vor einem Jahr erkundigt, was es mit dem Begriff auf sich habe, nachdem er immer häufiger bei ASA auftauchte: »Mir wurde gesagt, der Begriff entstand im Zusammenhang mit der Entwicklungszusammenarbeit. Wie werden Männer und Frauen in der Entwicklungszusammenarbeit behandelt – unterschiedlich –, welche Nachteile durch Projekte haben Frauen, welche Vorteile haben Männer? Dann habe ich weiter 'geforscht' und bekam die Information, dass der Begriff Gender aus den USA kommt und im Zuge des Feminismus entstanden bzw. eine Folge davon ist.«

Wie sieht es mit der Bedeutung von Gender in der Entwicklungszusammenarbeit im Süden, aber auch in den entwicklungspolitischen Organisationen im Norden, bei den Geberländern aus? Eine Mitarbeiterin meint dazu: »Bezüglich des Südens ist es schon wichtig. Gerade in der EZ muss man ganz genau prüfen, welche Projekte bringen welcher Gruppe was. Von daher finde ich den Genderaspekt wichtig. Ja, und für den Norden natürlich auch. Klar, das ist ebenso wichtig.«

Auf die Frage nach der Bedeutung von Gender bei Organisationen im Norden antwortet ein anderer Mitarbeiter: »Ich halte sie im Prinzip für außerordentlich wichtig. Im ASA-Büro sind die Mehrzahl der MitarbeiterInnen und der TeilnehmerInnen Frauen. Die Frauen sind meistens stabiler dabei und bleiben der Aufgabe mehr treu. Insofern ist es evident, dass dieser Aspekt stark gewertet werden muss.« Die Rollenverteilung im ASA-Büro erscheint dazu widersprüchlich. Die MitarbeiterInnen beschreiben sie so: »Wir

haben einen Programmleiter, der von der Bezahlung her der Referentin gleichgestellt ist, aber bei Entscheidungen hat er das letzte Wort. Sechs Sachbearbeiterinnen, die unterschiedlich bezahlt werden, sind zuständig für den Haushalt, die Buchhaltung und die kontinentsbezogene Sachbearbeitung.« Alle versicherten, die Hierarchie sei flach und Entscheidungen würden relativ demokratisch gefällt. Wie kommt es aber dazu, dass der einzige Mann in der Hierarchie ganz oben sitzt?

Dieser findet dafür folgende Begründung: »Meine Stellvertreterinnen haben sich damals nicht beworben. Beide waren alleinerziehende Mütter. In dieser Situation meinten sie, sich eine Arbeit, die sehr oft Wochenenden, häufiges Reisen und auswärtige Termine bedingt, nicht leisten zu können. Eine solche Lebenssituation beruht natürlich auf der klassischen Arbeitsverteilung.«

In der Zusammenarbeit mit Frauen müsse er als Leiter darauf achten, »dass das Kommunikationsfeld menschlich stimmig und harmonisch ist und dass Enttäuschungen, Zurücksetzungen und Versagungen emotional aufgefangen werden. Frauen legen sehr viel Wert darauf. Das ist eine interessante und für mich auch wertvolle Erfahrung. Sie verlangt von mir einen anderen Führungsstil, als ich ihn bei vielen meiner männlichen Kollegen, die überwiegend mit Männern umgehen, feststellen kann.«

Nach diesen Gesprächen mit den MitarbeiterInnen des Büros entstand bei uns der Eindruck, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema auf der Organisationsebene des ASA-Programms noch in den Anfängen steckt und der Begriff nicht konkret gefüllt werden kann. Um den Gender-Ansatz nicht zu einem politisch korrekten, aber leeren Konzept verkommen zu lassen, muss die inhaltliche Auseinandersetzung vorangetrieben werden. Eine Auseinandersetzung, die sich auch mit dem eigenen Kontext, den eigenen Stereotypen und Zielvorstellungen befassen sollte.

► **Sonia Otto** ist Studentin der Kultur- und Erziehungswissenschaft in Berlin, 1997 war sie mit ASA in einem Genderprojekt der gtz in Kolumbien.

► **Marion Miketta** ist Studentin der Soziologie in Berlin, 1997 war sie mit ASA in einem sogenannten Frauenförderprojekt in Togo.



Foto: H.G. Schiele

Mainstream – Malestream?

Der Gender-Ansatz in der Entwicklungspolitik

von **Claudia von Braunmühl**

Auch zu ihren besten Zeiten war Entwicklungspolitik ein eher randständiger Teilaspekt der internationalen Politik. Allerdings gibt es wohl kaum einen anderen Bereich, der so nachdrücklich aus frauenpolitischer Perspektive befragt und mit aus feministischer Analyse vorgebrachten Forderungen konfrontiert wurde. Der bisherige programmatische Endpunkt dieser Bemühungen ist die Integration des Gender-Ansatzes als Querschnittsaufgabe in das Gefüge entwicklungspolitischer Maßnahmen.

16

► Der frauenpolitische Einstieg in die Entwicklungspolitik begann in den siebziger Jahren mit der »Entdeckung« der weiblichen Arbeitskraft, die – gleich, ob als ausgebeutete menschliche Potenz oder als entwicklungspolitische Ressource mit unausgeschöpftem Potential betrachtet – in die Entwicklung zu integrieren sei. Der auf der Basis der Integrationsstrategie entwickelte *Women in Development* (WID)-Ansatz erweiterte zweifelsohne die Anerkennung der von Frauen wahrgenommenen Rollen. Er blieb indes gänzlich einer im Prinzip sozial fortschrittsfähig gedachten Modernisierungsstrategie

verhaftet, deren vorrangiges frauenpolitisches Manko darin gesehen wurde, Frauen in vormodernen Abhängigkeiten und Randlagen zu belassen (Kabeer 1994). Zudem wurde ihm angelastet, dass er Frauen unzulässig homogenisiere und im wesentlichen als defizitäre Wesen begreife, denen es an Zugängen zu Ressourcen und an Fähigkeiten mangle. Die Konzeptualisierung der gesellschaftlichen Situation von Frauen als *Frauenfragen* und *Frauenprobleme* entlasse die Gesellschaft im allgemeinen und die Männer im besonderen aus ihrer Verantwortung. Die entscheidende Barriere, die gesellschaftliche Unterordnung

und Unterdrückung der Frauen, wurde vom WID-Ansatz nicht angesprochen. Aus dem Geschlechterverhältnis selbst resultierende Problem- und Bedarfslagen blieben unthematized. Wie im übrigen auch die Frage, ob die vorherrschenden Entwicklungsstrategien überhaupt soziale und menschliche Entwicklung im Auge haben.

Mit Gender raus aus der Frauen-Nische ...

► Während der Abschlußkonferenz der Frauendekade (1975 – 85) in Nairobi wurde über das im Süden entstandene Frauennetzwerk DAWN (*Development Alternatives with Women for a New Era*) der in der frauenpolitischen entwicklungsbezogenen Diskussion neue Begriff *empowerment* in die Debatte geworfen (Sen/Grown 1988). Damit gelang DAWN eine Perspektivverschiebung, die einen Umgang mit Macht eröffnete, in dem feministische Selbstentwürfe ihren Platz

finden konnten. Zudem verweigerte sich DAWN der Klärung bestimmter frauenpolitischer Linien und plädierte zwar für aus Einheit gewonnene Stärke, aber zugleich auch dafür, in der Vielfalt eins zu sein und so aus der Vielfalt Stärke zu gewinnen.

Empowerment formulierte eine Vision nicht nur individueller Autonomie, sondern erstreckte seine Forderung nach Transformation auf die Innenarchitektur des Geschlechterverhältnisses. Mit dem Begriff *gender* wurde eine herrschaftskritische Kategorie eingeführt, die nicht bei der bloßen Konstatierung von geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen stehen blieb, sondern auf der Aufhebung der Unterdrückungsbeziehungen bestand. Aus diesem Anspruch heraus, so die Forderung, sind Ziele und Umsetzungsmodalitäten entwicklungspolitischer Aktivitäten und nicht zuletzt die Perspektive eines neu zu konturierenden Entwicklungsmodells zu entwerfen.

Über ihre frauenbezogenen Aktivitäten fand der Begriff *empowerment* Eingang in die bilateralen und multilateralen Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit und avancierte, losgelöst allerdings von der globalen Befreiungsvision, in der er bei DAWN seinen Ort hat, zum legitimierenden Referenzpunkt des »Gender Ansatzes«. Es war nun nicht mehr die Rede von Frauenfragen, sondern solchen des Geschlechterverhältnisses, statt von Frauenproblemen von Ungleichgewichten zwischen den Geschlechtern und im Geschlechterverhältnis angelegten Problemlagen.

Die weiterhin kleinen Frauenabteilungen mutierten von *WID- zu GAD- (Gender and Development) desks*, denen der Gender-Ansatz nun aber vom Anspruch her eine andere Reichweite zusprach. Erfahrungsgemäß hatten bislang Projekte und Programme auf das Erscheinen frauenpolitischer Ansprüche in ihrem Terrain im wesentlichen durch das Hinzufügen sog. Frauenkomponenten reagiert. *Add on women and DO NOT stir* wurde im angelsächsischen Bereich in Abwandlung konventioneller Kochbuchrezepte gespottet. Über die Gender-Analyse, das Ausleuchten der Geschlechterordnung im Einzugsbereich entwicklungspolitischer Interventionen also, soll der Gender Ansatz sich von der Frauenförderung mit ihren begrenzten Ressourcen und ihrer geringen Wertschätzung fortbewegen zu einer die gesamte Entwicklungszusammenarbeit verpflichtenden Querschnittsaufgabe.

Mainstreaming-Gender, im amtlichen Deutsch der Europäischen Kommission mit »durchgängige Berücksichtigung der Geschlechterperspektive« übersetzt, markiert also den gegenwärtigen Stand der institutionalisierten Auseinandersetzung mit Frauenbelangen in der Entwicklungszusammenarbeit der OECD-Staaten. Alle Durchführungs-

organisationen, staatliche wie nicht-staatliche, sind mittlerweile mit Politikmandaten ausgerüstet, die in den Dimensionen des Gender-Ansatzes formuliert wurden. Die zentralen Instrumente der Umsetzung sind Fortbildung der MitarbeiterInnen (*gender training*), verfahrenstechnische Verankerung und Hilfsmittel wie Sektor-Richtlinien, Handreichungen und Checklisten. Damit verlagert sich die Tätigkeit der WID/GAD-Abteilungen notwendigerweise fort von inhaltlicher, tendenziell frauenpolitischer Anwaltschaft zu binnenorganisatorischer, stark methodisch gefärbter Hilfestellung.

... rein in die Marginalität der Armutsbekämpfung

► Die Frauenorganisation der Vereinten Nationen, UNIFEM, wies früh und mit einem deutlichen Unterton von Skepsis auf die umfassenden Transformationsanforderungen (»die Notwendigkeit eines grundlegenden Wandels«) hin, die *mainstreaming* an die Entwicklungspolitik und das Institutionengefüge der Entwicklungszusammenarbeit stellt. Im Kampf um die Tagesordnung (*agenda setting*) werde Gender absehbar unterliegen, zumal das Objekt der Begierde von *mainstreaming* zunehmend diffus und brüchig geworden ist. In der als letztes Stadium des Sachzwangs inszenierten neo-liberalen *Globalisierungs-offensive* der 90er Jahre kommt Entwicklungspolitik eigentlich nicht mehr vor. Das neo-liberale Credo hält keinen Ort bereit für in umgrenzten Räumen sich füreinander verantwortlich erklärende soziale Zusammenhänge und in solchen Bezügen definierte und umgesetzte politische und ökonomische Strategien. Die in den Ländern des Südens seit nun fast zwanzig Jahren durchexerzierte Politik der Strukturanpassung hat deutlich vor Augen geführt, wie Staatsapparate in globalisierungsorientierte Funktionen umgeformt und Bürgerrechte entwertet werden können. Für entwicklungspolitisches *agenda setting* bleibt da kein Raum, für geschlechterpolitisches ebenso wenig.

Entwicklungspolitik geht im Globalisierungskontext auf. Standort- und Wachstumspolitik – die synchronisierten Länderstrategiepapiere aller OECD-Staaten machen das beklemmend deutlich – dominiert dabei eine ihr zur Seite gestellte, aber nicht mit ihr verbundene, nachrangige Armutspolitik. Seit Beginn der 90er Jahre haben sich alle OECD-Länder in die von der Weltbank konzipierte Strategie der Armutsbekämpfung eingeordnet, deren Kern in der marktförmigen Selbstorganisation der globalen sozialen Exklusion besteht. Ein Anschluss der Masse der Bevölkerung an globale Wachstumsstrategien ist dort weder theoretisch noch praktisch mitgedacht.

Der Gender-Ansatz in der Entwicklungszusammenarbeit ist mittlerweile in allen Durchführungsorganisationen administrativ der Armutsbekämpfung zugeordnet. Armut wiederum wird nicht mehr als menschenrechtswidrige Blockierung der Befriedigung von Grundbedürfnissen verstanden, sondern als ein Sicherheitsrisiko. »Armut ist eines der Risiken, die Grenzen überschreiten und sich zu globalen Gefahren entwickelt haben.« heißt es in der Neuausgabe der Grundlagen der entwicklungspolitischen Zusammenarbeit des BMZ, die im übrigen in dem Kapitel »Motive für die Entwicklungszusammenarbeit« in zwei kurzen Abschnitten vier mal das Wort »Risiko« erwähnt (BMZ 1997).

Agenda setting hat unter diesen Bedingungen geringe Chancen. Das verleiht den in der frauenpolitischen Diskussion der letzten zwei Jahrzehnte des häufigeren verwendeten Metaphern in der Tat hohe Plausibilität: Der Strom, in den da so heftig Aufnahme begehrt wird, sei von einem fortdauernd einseitigen Fluß gekennzeichnet und mithin eigentlich ein *malestream*; der ob seiner Verteilung umkämpfte Kuchen erweise sich bei genauerem Hinsehen als vergiftet.

Empowerment – ein ferner Punkt am Horizont

► Der bei weitem größte Teil der *mainstreaming*-Anstrengungen richtet sich auf die Institutionalisierung des Gender-Ansatzes. Internationale Vergleichsstudien im Auftrag des OECD DAC/WID-Committees, des BMZ o.a. Organisationen kommen zu dem Ergebnis, dass die periphere Ansiedlung von WID wie GAD nie überwunden werden konnte und sich seit der Einführung des Gender-Ansatzes eher noch verschlechtert hat.

Mainstreaming stößt rasch an die strukturellen Grenzen der hierarchisch geformten, patriarchal strukturierten Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit. Der Doppelcharakter des Begriffs Gender als Geschlechterdifferenzierung und Überwindung von im Geschlechterverhältnis eingelagerter Herrschaft wird aufgelöst zugunsten bloßer geschlechtsspezifischer Disaggregation sozialer Daten. Vom Transformationsanspruch des Gender-Ansatzes bleibt wenig übrig. Geschlechterdifferenzierung fragt nach bestehenden geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen, um – bestenfalls – den Ressourcenzugang von Frauen zu verbessern. Die Art und Weise, wie die herrschaftliche Geschlechterordnung die Zugangs- und Kontrollmöglichkeiten und die Handlungsspielräume von Frauen unterminiert und verhindert, gerät nicht ins Blickfeld oder wird als sakrosanktes kulturelles Gefüge konstruiert. So werden nicht nur unerlässliche Erfolgsbedingungen selbst konventioneller Armutsminderungs- und Frauenförderungsprogramme

seitens der vorrangig mit Effizienzargumenten operierenden Entwicklungsorganisationen außer acht gelassen (Mayoux 1995), vielmehr wird auch das Transformationspotential des Gender-Ansatzes selbst systematisch verschüttet. Die strategische Dimension von *empowerment* bleibt notwendigerweise ein ferner Bezugspunkt am Horizont.

Gender-Training ist in den meisten Organisationen fakultativ und in der Prioritätenskala der MitarbeiterInnen »härteren« Themen wie Planungstechniken, Finanzmanagement, Sektorfragen etc. nachgeordnet. Nur in den seltesten Fällen ist Gender-Training systematisch mit anderen Instrumenten verknüpft. Institutionalisierung des Gender-Ansatzes im Sinne von *ownership*, der Integration also nicht nur in die Strukturen und Verfahrensabläufe, sondern auch in das professionelle Selbstbild der Organisationen, ist noch am wenigsten gelungen. Versuche, den patriarchalen Sitzstreik der Entwicklungsbürokratien zu verstehen und ihm zu begegnen, setzen auf verschiedenen Ebenen an. Die staatlichen Organisationen sehen eher subjektive Barrieren, denen durch Sensibilisierung und Qualifizierung der MitarbeiterInnen mittels eines die Widerstände vorsichtig thematisierenden Gender-Training beizukommen ist.

Im Spektrum der NRO wird im Prinzip gleichermaßen an der Annahme einer im Weberschen Sinne prinzipiell zweckrationalen und politische Vorgaben adäquat umsetzungsfähigen Entwicklungsbürokratie festgehalten. Es wird aber konzediert, dass es sich bei der Resistenz des patriarchalen heimlichen Lehrplans, der die Umsetzung des offiziellen Gender-Mandats immer wieder erfolgreich sabo-

tiert, um ein strukturelles Phänomen handelt (Longwe 1997). Feministische Staats- und Bürokratiekritik diagnostiziert hier eine von patriarchaler Ver- oder Überformung strukturell unterschiedene grundlegende patriarchale Formbestimmtheit staatlicher und bürokratischer Strukturen. Wenn gleichwohl das Feld der institutionalisierten Entwicklungszusammenarbeit im Einzugsbereich feministischen Interesses bleibt, dann ist es dringend nötig, der Analyse, Kritik und umrisshaften Neuprofilierung der makro-ökonomischen Rahmenbedingungen eine kritische Analyse des institutionellen Rahmens und seiner Eigendynamik sowie die Konturen eines alternativen Entwurfs und Prozesses an die Seite zu stellen. Beides wäre zu verbinden mit einer Neubestimmung des Verhältnisses frauenpolitischer Anstrengungen im Süden wie im Norden und ihres Bezuges

zu den Institutionen der Entwicklungszusammenarbeit.

Planungskonforme Reduzierungen

► In der Debatte um *mainstreaming* und die Institutionalisierung des Gender-Ansatzes wird zu wenig nach dem sozialen Akteur der im Konzept von Gender angestrebten Transformation gefragt. Die inner-institutionelle Operationalisierung gart »im patriarchalen Kochtopf« (Longwe 1997) und reicht selbst bei äußerster Verausgabung von frauenpolitischen Energien – bestenfalls – zu Geschlechterdifferenzierung und zur Bestimmung von Geschlechterrollen. Diese Verengung war so nie gemeint. Selbst in dieser reduzierten Form als gleichsam technische Geschlechterdifferenzierung ist der Gender-Ansatz indes kaum durchsetzbar. Keine Mandatsträgerin, deren Erleben nicht noch einmal Beleg für das längst Analytierte wäre: Die Entwicklungsfinanziers und ihre Verwaltungen sind als tragende Akteure einer Transformation der Geschlechterordnung denkbar ungeeignet. Die gesellschaftliche, das Element des Patriarchats einschließende Formbestimmtheit von Institutionen setzt dem aus sich selbst heraus zu generierenden Transformationspotential von Institutionen offenbar enge Grenzen. Ist das nicht ein erneuter Hinweis darauf, dass der Austragungsort feministischer Anstrengungen sehr viel mehr im Kontaktfeld von Frauen-

Die inner-institutionelle Operationalisierung gart »im patriarchalen Kochtopf«

organisationen (und anderen Organisationen mit ausformulierter Frauenpolitik) und Durchführungsorganisationen der Entwicklungszusammenarbeit gesucht werden muss als bei den Institutionen selbst?

Caroline Moser (Moser 1993) hat in ihren Bemühungen, dem Gender-Ansatz adäquate Planungsinstrumente zur Verfügung zu stellen, die inzwischen in allen Organisationen zur gängigen Münze gewordenen Begriffe »praktische« und »strategische« *Gender-Bedürfnisse (needs)* entwickelt. Praktische Bedürfnisse, oder in der deutschen Planungssprache »Bedarfe«, knüpfen an unmittelbaren, von den Frauen direkt erfahrenen Bedarfslagen an. Strategische Bedarfe zielen darüber hinaus auf die Veränderung ungleicher Geschlechterverhältnisse, die die Mangel-lagen mit konstituieren. Die Dynamik des Qualitätsumschlags bleibt bei Moser merkwürdig knapp angesprochen und im Ergeb-



Platzanweisung

nis diffus. Sie verweist auf eine von DAWN 1985 vorgelegte Klassifizierung des Transformationspotentials von Frauenorganisationen (Sen/Grown 1988), ohne jedoch die Anschlussstelle auch nur ansatzweise zu diskutieren. Angesichts der nicht weiter durchbuchstabierten Interaktion zwischen Finanzierungsorganisationen und lokalen Frauenorganisation bleibt so letztendlich der Transformationsanspruch doch wieder in den Händen aufgeklärter PlanerInnen, einem Ort, wie wir sahen, an dem es ihm aus vielfältigen Gründen nicht gut ergehen kann.

Naila Kabeer erinnert an die unübertragbaren Elemente von Transformationsverantwortung: »*Empowerment kann nicht gegeben, sie muss selber ins Werk gesetzt werden. Alles, was eine auf die Transformation des Geschlechterverhältnisses zielende Politik anstreben kann, ist, Frauen mit den Ressourcen auszustatten, die es ihnen erlauben, größere Kontrolle über ihr Leben zu gewinnen, selber zu bestimmen, in welcher Art von Geschlechterverhältnis sie leben wollen, und Strategien und Bündnisse zu konstruieren, die ihnen helfen, dorthin zu gelangen.*« (Kabeer 1994)

Für den Umschlag von Bedürfnisartikulation zu Bedarfslagenbestimmung, von diskursiv zu gewinnender Interessendefinition zu planungskonformen Informationen und Daten ist Moser heftig kritisiert worden (z.B. Kabeer 1994, Marchand/Parpart 1995). Nicht selten haben die Kritikerinnen dabei die Eigendynamiken und Erfordernisse der Planungsprozesse von Interventionsmanagement übersehen. »*Planer können wichtige und machtvolle Bündnispartner im Prozess des Zugewinns an Gestaltungsmacht sein,*

gentlich auch noch »Nutznießer« genannt) zurechtgestutzt wurde und wie sich ihre kulturelle und politische Mobilisierungsarbeit unter dem Diktat finanziell gefasster Nachhaltigkeit in einkommensschaffende Maßnahmen einfädeln musste.

Herrschaftliche Platzanweisung

► Die überfällige Notwendigkeit, sich von der Entwicklungsintervention fort und hin zur Interaktion zu bewegen, begründet sich nicht zuletzt auch aus dem Referenzwandel des Entwicklungsbegriffs. Seit »Entwicklung« sich nicht mehr in der als trügerisch entlarvten Sicherheit vorgelebter Konsum- und Produktionsmodelle wiegen kann, sondern sich, versehen mit der Konditionalität »nachhaltig«, auf die Suche

nach dem noch Ungelebten begeben muss, ist die Entwicklungszusammenarbeit ihrerseits gezwungen, Wege zu finden, die über die Administrierung ihrer eigenen Rationalität hinausführen. Die als »entristisch« bezeichnete Strategie des Gender-Ansatzes (Bangura 1997) ist überdeutlich an ihre Grenzen gestoßen. Er kann überhaupt nur da erfolgreich sein, wo *agenda setting* selbst auf der Tagesordnung steht, wo der Transformationsanspruch zurück in die Hände der sozialen Akteurinnen, also der Frauen und ihrer Organisationen, gegeben wird und wo die Begegnung mit ihnen über die interventionistische Umsetzung mitgebrachter Absichten und Rationalitäten hinausgeht.

Die in den letzten Jahren erheblich erweiterten Methoden des Einfügens partizipativer Elemente in den gegebenen Modus der Entwicklungszusammenarbeit versuchen, den Zielgruppen umfangreichere Räume der Artikulation und der Mitbestimmung zu eröffnen. Indes: Partizipationsverfahren wirken nicht zurück auf zentrale Prioritätensetzungen. Sie mögen durchaus einiges an Flexibilität bezüglich der Auswahl von Sektoren, Gegenstandsbereichen und Implementierungsverfahren erwirken – und das ist nicht wenig. Doch bergen sie gleichwohl die Tendenz, die Perspektive und Rationalität der Finanzierungsquelle zur letztendlich zwingenden zu machen. Was sie überhaupt nicht zu leisten vermögen, aber von Seiten der Frauen im Süden zunehmend laut gefordert wird, ist eine Rechenschaftspflicht der »Geber« gegenüber ihren »NehmerInnen bezüglich der Politik und des Management ihrer Interventionen« (Staudt 1997, Goetz 1997) ¹.

Dass Partizipationsverfahren nicht nur über ihre Rahmenbedingungen schweigen, sondern darüber hinaus unerklärte Annahmen und Agenden enthalten, ist auch einer der Einwände, die von post-kolonial inspirierter Seite vorgetragen werden. *Mainstreaming* des Gender-Ansatzes, so die kritische Diagnose, verliert sich notwendigerweise im technokratischen Diskurs, homogenisiert die überaus differenzierte Gruppe der Frauen unzulässig und beraubt sie der jeweiligen gesamtgesellschaftlichen und partikularen Kontexte (Basu 1995, Marchand/Parpart 1995). Die institutionelle Eingebundenheit macht noch die engagierteste Gender-Expertin zum Teil der bürokratischen Hierarchie und verleiht ihrem Stellvertreter-Wissen Dominanz, selbst wenn allen Beteiligten sehr wohl klar ist, dass sie in der patriarchal strukturierten Herkunftsorganisationen über eine nur randständige und schwache Position verfügt. Die Tatsache, dass sie selbst möglicherweise in Anspruch nimmt, die patriarchalen politischen Parameter radikal in Frage zu stellen, erhöht eher das Bizarre am feministischen *mainstreaming* (Goetz 1991). Die üblichen Partizipationstechniken sprengen diese Grenzen und systematischen Verzerrungen nicht. Die Einsicht, dass sich an den Formen der entwicklungspolitischen Begegnung Grundlegendes ändern muss, substantiiert gleichsam noch einmal von geschlechterpolitischer Seite her die aus dem gesamtpolitischen Kontext sich aufdrängende Erkenntnis. Der systematische Zusammenhang zwischen entwicklungspolitischer Intervention und herrschaftlicher Platzanweisung muss aufgebrochen, die Form der Begegnung muss selbst zum Verhandlungsgegenstand werden. Es wird anders schwer möglich sein, Ausgrenzungs- und Zuweisungsdiskurse aufzuheben. Die um die Umsetzung des Gender-Ansatz geführte Debatte muss sich an dieser Suchbewegung beteiligen (v. Braunmühl 1998).

Anmerkung:

- 1 Die Geber-Nehmer-Verhältnisse ungewohnte karibische Insel Trinidad verweigert sich, zumindest in der NGO-Szene, bis heute diesem in der Entwicklungszusammenarbeit gängigen Vokabular und redet systematisch von Finanzierungsorganisation (*funding agency*) und UmsetzerInnen (*users*). Im angelsächsischen Bereich wird immer öfter der Begriff *stakeholder* verwandt, nicht zuletzt um gleichsam auf der begrifflichen Assoziationsebene dem allgegenwärtigen *shareholder*-Denken etwas entgegenzusetzen.

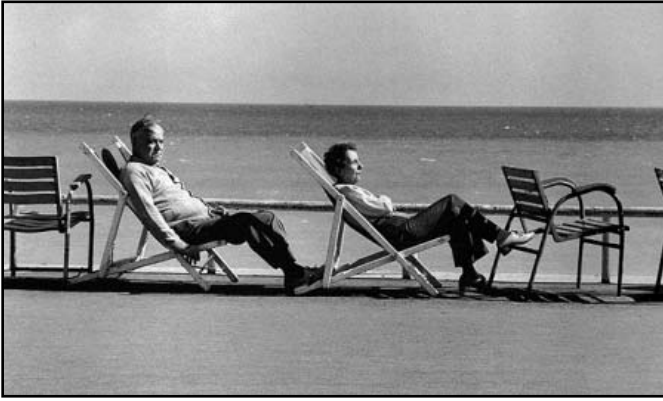
► **Claudia von Braunmühl** ist entwicklungspolitische Gutachterin/Beraterin und Honorarprofessorin für Internationale Politik an der Freien Universität Berlin.

Foto: U. Rządkowski

aber letzten Endes müssen die Hauptakteure diejenigen sein, deren Stimme so lange unterdrückt war in den unterschiedlichen Austragungsorten von Entwicklung.« (Kabeer 1994: 304).

Die Transformation praktischer in strategische Interessen bedarf unerlässlich diskursiver Räume, die eine Übersetzung des unmittelbar erfahrenen Mangels in die Thematisierung und Politisierung der im Mangel aufscheinenden Ungerechtigkeitsstrukturen ermöglichen. Solche sozialen und politischen Ressourcen von *empowerment* wiederum bedürfen einer gewissen organisatorisch gefassten Kollektivität. Daher kann die Umsetzung des Gender-Ansatzes ohne den Transmissionsriemen von Frauenorganisationen gar nicht auskommen. Übrigens allein schon deswegen, weil ohne die deutliche Anmeldung des an die Geschlechterordnung gerichteten Veränderungsbedarfs seitens der Frauen den patriarchalen Schutztruppen des »Kulturguts« Geschlechterhierarchie wenig entgegengestellt werden kann (Narayan 1997).

Diese Allianz freilich verträgt sich nicht mit der herkömmlichen Form und Administrierung von Entwicklungsinterventionen. Die Ghetto-Theatergruppe Sistren aus Jamaika beschrieb schon vor über zehn Jahren eindringlich, welche Verzerrungen und Verformungen das Sich-Einfügen in »Geber«-konforme Zielbestimmungen und Verfahrensweisen auf ihre Vorhaben und ihren Zusammenhalt ausübte. (Ford-Smith 1989). Die zu Selbst-*empowerment* und Demokratiefähigkeit aufbrechende Gruppe erlebte schmerzhaft, wie sie in der Begegnung mit ihren nördlichen Finanziers zum »Nehmer« (gele-



Vom Einschnitt zum Querschnitt

Frauenförderung beim Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ)

von **Ulrike Bartels**

Ebenso wie in der internationalen Entwicklungspolitik spielten Frauen in den Konzeptionen und Maßnahmen des BMZ bis in die siebziger Jahre lediglich eine untergeordnete Rolle. Sofern es vor 1975 überhaupt Projekte gab, die sich gezielt an Frauen richteten, waren diese überwiegend sozial-karitativ ausgerichtet und orientierten sich an der reproduktiven Rolle von Frauen als Hausfrau und Mutter. Bei den 'allgemeinen' Projekten wurden Frauen nicht gesondert bedacht. Der folgende Beitrag zeichnet die Geschichte der Frauenförderung beim BMZ nach. Dabei werden insbesondere die inhaltlichen Positionen des BMZ beschrieben und Fragen nach der Umsetzung in die entwicklungspolitische Praxis gestellt.

ziger Jahren – nicht zuletzt durch einen wachsenden Einfluss der deutschen Frauenbewegung – auch auf nationaler Ebene zunehmend an die politische Öffentlichkeit.

Die Thematisierung von Frauenbelangen beim BMZ beginnt mit der Amtszeit von Marie Schlei, die 1976 als erste Frau an die Spitze des Entwicklungsministeriums berufen wurde. Schlei ging es allerdings weniger darum, eine benachteiligte soziale Gruppe zu unterstützen, als vielmehr um die verstärkte Nutzung eines bisher vernachlässigten wirtschaftlichen Potentials. Sie initiierte die Umsetzung des Maßnahmenkatalogs, der 1975 auf der ersten Weltfrauenkonferenz beschlossen und auch von der Bundesregierung unterzeichnet worden war.

Grundsatzpapier zum ersten ...

► Das erste Grundsatzpapier des BMZ zur 'Förderung der Frau in den Entwicklungsländern' erschien 1978. Ihm zufolge ist Entwicklung ein Prozess des wirtschaftlichen und sozialen Wandels, von dessen negativen Begleiterscheinungen Frauen am stärksten betroffen sind. Zugleich wird darauf hingewiesen, dass Frauen in den entwicklungspolitischen Problembereichen wie beispielsweise der Ernährung, der Gesundheit und der Bildung eine Schlüsselrolle zukomme. Unter Schlei wurde erstmalig eine 'Referentenstelle für Frauenfragen' eingerichtet, die aber bereits 1984 unter dem folgenden Entwick-

lungsminister Jürgen Warnke wieder abgeschafft wurde.

Minister Warnke beschränkte die Rolle von Frauen auf die Bereiche 'Ländliche Entwicklung' und 'Familienplanung'. Als weiterer Einschnitt wurden in der Anfangsphase seiner Amtszeit die Beiträge des BMZ zu dem eigens eingerichteten 'Finanzierungsfond für Frauenmaßnahmen' zwischen 1979 und 1984 von jährlich 4 Mio. DM auf die Hälfte heruntergefahren.

In den späten achtziger Jahren jedoch erhielten Frauenbelange durch die Mitgliedschaft der Bundesregierung in diversen multilateralen Organisationen erneut größere Bedeutung und das Ministerium geriet zunehmend unter Handlungsdruck. So unterlag das BMZ beispielsweise im Rahmen der Mitgliedschaft bei der OECD¹ der Kontrolle des 'Development Assistance Committee' (DAC), welches u.a. die Entwicklungshilfeleistungen der Industrieländer registriert. 1983 verabschiedeten die DAC-Mitglieder die 'Leitlinien für Entwicklungshilfestellen zur Förderung der Beteiligung von Frauen am Entwicklungsprozess', die bei der Planung und Durchführung aller Entwicklungshilfemaßnahmen berücksichtigt werden sollten. 1984 wurde ein Fortschrittskontrollbericht über die Umsetzung dieser Leitlinien veröffentlicht.

Diese Dokumente sowie die Kontrolle der Entwicklungshilfeleistungen durch das DAC übten einen gewissen Zugzwang auf die entwicklungspolitische Praxis der BRD aus. Eine

20

► Die verstärkte Wahrnehmung von Frauen in den Konzeptionen des BMZ erfolgte im Verlauf der späten siebziger Jahre und muss vor dem Hintergrund der internationalen und bundesdeutschen Rahmenbedingungen gesehen werden: So erfuhren Frauenthemen auf internationaler Ebene im Zuge der Frauentendekade, welche die Vereinten Nationen zwischen 1975 und 1985 ausgerufen hatten, eine breite publizistische Rezeption. Zahlreiche Studien befassten sich mit der Rolle, welche Frauen im Entwicklungsprozess der unterschiedlichen Länder einnahmen. Neben der verstärkten Präsenz auf internationaler Ebene gelangten Frauenbelange in den sieb-

Studie aus dem Jahr 1989 kam zu dem Schluss, dass erst auf Grund der Fortschrittskontrollberichte des DAC seit 1986 auch in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit formal alle Vorhaben hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf Frauen überprüft wurden.²

... zum zweiten ...

► Dem zweiten Grundsatzpapier aus dem Jahr 1988 zufolge sollte die Frauenförderung sowohl zur Befriedigung der Grundbedürfnisse als auch zur allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung beitragen. Des Weiteren wurde die Frauenförderung als notwendig zur Verwirklichung der Menschenrechte und der sozialen Gerechtigkeit erachtet. In Anlehnung an die internationale Diskussion war eine Akzentverschiebung weg von frauenspezifischen Projekten hin zur Frauenförderung als Querschnittsaufgabe zu beobachten. Die Interessen von Frauen sollten in allen Sektoren und allen Phasen der Entwicklungszusammenarbeit beachtet werden. Für die entwicklungspolitische Praxis empfiehlt das zweite Grundsatzpapier eine Doppelstrategie: Einerseits wurde ein integrativer Ansatz verfolgt, der Männer und Frauen gemeinsam förderte; andererseits sollten in Teilbereichen weiterhin 'frauenspezifische Projekte' oder 'Projekte mit Frauenkomponenten' durchgeführt werden.

Eine 1994 im Auftrag des BMZ durchgeführte Studie stellt jedoch eine deutliche Diskrepanz zwischen den Frauenförderkonzepten des BMZ und ihrer Umsetzung fest.³ Ein Hindernis für die adäquate Umsetzung sei das Desinteresse bzw. im seltenen Einzelfall die offen ausgesprochene Aversion gegenüber der Behandlung der Frauenthematik. Gleichzeitig weist die Studie darauf hin, dass die BMZ-MitarbeiterInnen dennoch in den letzten Jahren ein wachsendes Problembewusstsein entwickelt hätten. Aspekte der Frauenförderung würden aus der Sicht vieler PlanerInnen zwar nach wie vor als mehr oder weniger 'zusätzliche', allerdings durchaus nützliche Ergänzungen der 'harten' Planungselemente Ökonomie und Sektor-Ingenieurwesen angesehen. Bezüglich der finanziellen Mittel, die das BMZ für den Bereich bislang bereitgestellt hat, existieren in der Fachliteratur unterschiedliche Angaben. Verlässliche Zahlen sind nicht in Erfahrung zu bringen, was u.a. damit begründet wird, dass Frauenförderpolitik als Querschnittsaufgabe konsequenterweise auch auf frauenbezogene Budgetposten verzichten müsse.

... und zum dritten

► 1997 verabschiedete das BMZ mit dem 'Konzept für die Förderung der gleichberechtigten Beteiligung von Frauen und Männern am Entwicklungsprozess' ein drittes Grundsatzpapier. Im Unterschied zu den beiden vorangegangenen Erklärungen setzt das so genannte Gleichberechtigungskonzept nicht bei Frauen, sondern beim Geschlechterverhältnis an. Es wird explizit darauf hingewiesen, dass sich das Konzept nicht auf eine bestimmte Zielgruppe oder allein auf Frauen beschränken lässt. Die Beachtung des Geschlechterverhältnisses wird des Weiteren als eine wesentliche Voraussetzung für die erfolgreiche Armutsbekämpfung angesehen. Das Konzept postuliert, nur noch in besonderen Fällen frauenspezifische Maßnahmen durchzuführen.

Insgesamt zeigt sich in den Grundsatzpapieren die Tendenz, Frauenförderung auszuweiten und als Querschnittsaufgabe der Entwicklungszusammenarbeit aufzufassen. Ein deutlicher Nachteil dieser Strategie ist meines Erachtens, dass sich Querschnittsaufgaben jeglicher Kontrolle und Messbarkeit entziehen. Bereits die finanziellen Mittel, welche das BMZ im Bereich Frauenförderung investiert hat (oder eben auch nicht), konnten nicht überprüft werden. Die mangelnde Kontrollmöglichkeit auf Grundlage quantitativer Daten weckt allen Bekundungen zum Trotz Zweifel – selbst wenn Frauen vollmundig in

allen Bereichen und allen Phasen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit mitgefördert werden sollten. Die ausgeprägte Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, d.h. die mangelnde praktische Umsetzung der Frauenförderkonzeptionen, die gleichermaßen für andere internationale Organisationen nachgewiesen wurde, verstärkt dabei die Zweifel. Es ist fraglich, ob Frauenförderung entgegen aller Bekundungen und Grundsatzpapiere in der entwicklungspolitischen Praxis jemals ihre marginale Rolle hinter sich lassen wird.

Anmerkungen:

- 1 Organization for Economic Cooperation and Development
- 2 Niehuis in der 149. Sitzung des Deutschen Bundestages vom 15. Juni 1989, zitiert in: BMZ (Hg.): Förderung von Frauen in Entwicklungsländern, Entwicklungspolitik – Materialien Nr. 80, Bonn 1992, S. 87
- 3 Bliss, Frank; Gaesing Karin: Ansätze der Frauenförderung im internationalen Vergleich. Empfehlungen für die deutsche Entwicklungszusammenarbeit, Forschungsberichte des Bundesministeriums für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Band 115, Köln 1994

► **Ulrike Bartels** hat an einem ASA-Projekt teilgenommen und arbeitet zum Thema »Frauenförderung in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit«.

Frauenförderungskonzepte des BMZ

Konzept	Förderung von Frauen in Entwicklungsländern	Konzept für die Förderung von Frauen in Entwicklungsländern	Gleichberechtigungskonzept
Zeit	– 1978	– 1988	– 1997
Fokus der Analyse	– Frauenarmut als Begleiterscheinung des wirtschaftlichen Wandels	– Schlüsselrolle von Frauen im Entwicklungsprozess für Armutsbekämpfung	– Beachtung des Geschlechterverhältnisses als Voraussetzung für Entwicklung
Ziel	– Entwicklungspolitische Beteiligung aller sozialer Gruppen, auch der Frauen	– Frauenförderung als Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung, zur Befriedigung der Grundbedürfnisse und zur Verwirklichung der Menschenrechte	– gleichberechtigte Beteiligung von Männern und Frauen am Entwicklungsprozess – langfristig: Verbesserung des Status von Frauen
Entwicklungspolitische Praxis	– v.a. frauenspezifische Projekte – negative Auswirkungen entwicklungspolitischer Maßnahmen auf Frauen sollen vermieden werden	– Frauenförderung als Querschnittsaufgabe – Nur in Teilbereichen frauenspezifische Projekte	– Gleichberechtigung als Querschnittsaufgabe – Instrumente: z. B. geschlechterdifferenzierende Projektplanung

21

Eigentwurf

Den Strukturen angepasst

Frauen als Verliererinnen des Freihandels

von Myriam Vander Stichele

Frauen sind von den Auswirkungen der internationalen Freihandelspolitik besonders betroffen. Trotzdem werden ihre Belange und Bedürfnisse in den politischen Debatten und Entscheidungen kaum berücksichtigt. Umso wichtiger ist es, die Diskussionen über die WTO um die gender-Dimension zu erweitern.

► Gender-Analysen über die geschlechtsspezifischen Auswirkungen von Strukturanpassungsmaßnahmen (SAP), mit denen IWF und Weltbank vielen Entwicklungsländern die Kürzung von Sozialausgaben vorschrieben, haben gezeigt, dass SAP Frauen mehr belasten als Männer. Ebenso verdeutlichten sie, dass die Förderung von exportorientiertem Wachstum mit einer Feminisierung der Beschäftigung einhergeht. Dies betrifft insbesondere Freihandelszonen, in denen die Mehrzahl der Beschäftigten Frauen ohne gewerkschaftliche Rechte sind.

Die WTO hat eine zentrale Rolle bei der Regelung des internationalen Handels eingenommen. Sie ist das einzige Forum, in dem über Handelsbestimmungen und Handelspolitik auf internationaler Ebene entschieden wird, besonders seit die Rolle der UNCTAD sich auf technischen Beistand, Analysen und Konsensbildung beschränkt. Obwohl die WTO alle Sektoren der Wirtschaft abdeckt und den Handel liberalisiert, wie dies auch durch die SAP geschehen ist, existiert keine Studie, die die Bestimmungen und die Politik der WTO hinsichtlich ihres gender-Effekts analysiert. Das von der WTO vorgegebene Ziel ist es, in Abstimmung mit den Zielen der nachhaltigen Entwicklung den Lebensstandard zu erhöhen, Vollbeschäftigung zu erreichen und Einkommen zu verbessern. Würde der Einfluss der Handelsliberalisierung auf Frauen, die 70% der Armen der Welt ausmachen, evaluiert werden, so wäre dies eine wichtige Messlatte, inwieweit die WTO ihre Ziele erreicht hat. Eine solche geschlechterspezifische Untersuchung wäre ein wichtiger Schritt, bevor neue WTO-Bestimmungen herausgebracht werden und in der begonnenen Richtung weitergearbeitet wird.

Das WTO-Regelwerk basiert auf der These, dass Freihandel den größten wirtschaftlichen und sozialen Nutzen bringt. Die implizite These lautet, dass Märkte die Produktion und Verteilung der Güter weltweit steuern sollen und nicht Regierungen. Der Abbau von Handelsschranken (z.B. Zölle, Export-

oder Importquoten, Subventionen) soll einen fairen Handel ermöglichen, bei dem einheimische Firmen keinen Vorteil gegenüber ausländischen Unternehmen haben. Es gibt jedoch keine Garantie, dass ökonomisches Wachstum und Handelsgewinne den propagierten trickle-down-Effekt haben und dass die traditionellen makroökonomischen Indikatoren wie das Pro-Kopf-Einkommen verlässliche Auskünfte über einen Anstieg oder Abfall des Lebensstandards der Bevölkerung geben. UNCTAD hat berechnet, dass Liberalisierung und Globalisierung nicht nur den Graben zwischen reichen und armen Ländern, sondern auch die Ungleichheit innerhalb der Länder vergrößert.

Geschlechtsblind für Liberalisierung

► Die gegenwärtige starke Untermauerung der WTO-Bestimmungen durch makroökonomische Freihandelstheorien hat zur Folge, dass es die WTO versäumt, die Verteilung der Vor- und Nachteile zu analysieren. Zum Beispiel informiert ihr Organ für die Überwachung der Handelspolitiken (TPRM) über makroökonomische Handelsdaten und die Regierungspolitiken, schweigt aber über den Einfluss des Handels auf gesellschaftliche Gruppen wie z.B. ArbeiterInnen, KonsumentInnen und arme Menschen oder auf die Umwelt.

Diese Defizite werden vor allem in den folgenden Bereichen deutlich: Die Lebenswirklichkeit von Frauen, ihre Mehrfachbelastung und ihre Belange werden auf allen Diskussions- und Entscheidungsebenen der WTO, an den Verhandlungstischen, bei der Implementierung von Verträgen, Streit-schlichtungen und Handelsbeobachtungen ignoriert. Es wird davon ausgegangen, dass die Handelspolitik und die WTO-Bestimmungen keinen gender-Effekt haben. Frauen und Männer partizipieren demnach in gleicher Weise am Handel, deshalb seien auch die Auswirkungen des Handels für Frauen wie für Männer grundsätzlich dieselben. In diesem

Sinne kann konstatiert werden, dass die WTO gender-blind ist. Ein derartiges Ignorieren des gender-Aspekts kann nachteilige Auswirkungen auf den wirtschaftlichen und sozialen Status von Frauen haben, insbesondere wenn sie marginalisiert und arm sind.

Die Partizipation von Frauen an den Entscheidungsstrukturen der WTO ist äußerst beschränkt, auch wenn die US-Handelsbeauftragte eine Frau ist. Nur wenige Frauen hatten in den letzten Jahren den Vorsitz eines WTO-Komitees inne. Die weibliche Beteiligung an den nationalen Delegationen ist zwar steigend, von den 159 Mitgliedern des WTO Streitschlichtungsausschusses sind dennoch 147 Männer und nur 12 Frauen. Aber selbst wenn der Einfluss von Frauen bei den Entscheidungsprozessen steigt, garantiert dies noch lange nicht die Behandlung von Geschlechterfragen in der Handelspolitik.

Frauen sind in vielerlei Hinsicht systematischen Ungerechtigkeiten ausgesetzt. Sie tragen die Hauptlast der Reproduktionsarbeit und sind nicht gleichberechtigt am Eigentum beteiligt. Im Produktionsprozess ist die Möglichkeit von Frauen, als Arbeiterinnen, Angestellte und Unternehmerinnen Zugang zum Arbeitsmarkt zu finden, häufig eingeschränkt durch den Mangel an Schlüsselqualifikation, Mobilität und Zugang zu Investitionskapital. Deshalb sind Frauen bei ungelernten Tätigkeiten, wie sie z.B. in der Nahrungsproduktion häufig anfallen, überrepräsentiert und stellen auch im informellen Sektor die Mehrheit. Es ist daher von großer Bedeutung, ob der Handel besondere Auswirkungen auf die Sektoren hat, in denen vornehmlich Frauen beschäftigt sind. Verstärkt er die bestehenden Muster der geschlechtsspezifischen Produktion oder verbessert er den Zugang von Frauen zu (qualifizierten) Arbeitsplätzen?

Chancen durch Export?

► Eine Studie von UNIFEM¹ stellt fest, dass das Verhältnis zwischen Handel und Industrie die zentrale Ursache für die Veränderung der geschlechtlichen Zusammensetzung der Arbeitskraft ist. Solange Importsubstitutionspolitik betrieben wurde, hatten Frauen wenig Möglichkeiten, in den so entstehenden kapitalintensiven Industrien oder in der Schwerindustrie Arbeit zu finden. Gegenwärtig, da

die exportorientierte Politik dominiert, ist ein Zuwachs der Nachfrage nach Frauenarbeit und der Möglichkeiten für Frauen, bezahlte Arbeit in handelsbezogenen Sektoren wie z.B. Kleiderproduktion zu finden, zu verzeichnen.

Abgedrängt durch Billigimporte

► Durch Handelsliberalisierung haben Frauen zwar eher Zugang zu entlohnter Beschäftigung, die Liberalisierung führt aber nicht unbedingt zur Gleichstellung der Geschlechter. Handelsausweitung kann kaum dazu beitragen, die geschlechtliche Segmentierung des Arbeitsmarktes zu stoppen. Die Förderung des exportorientierten Sektors kann tiefgreifende Effekte auf Arbeiterinnen und Unternehmerinnen sowohl im formellen als auch im informellen Sektor haben. Die Erfahrung zeigt, dass die Einführung von modernen Produktionsmethoden zum Zwecke der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt die Beschäftigungschancen für Frauen begrenzt.

Folgende Fragen sind jedenfalls noch unbeantwortet: Werden Kleinbäuerinnen und marginalisierte Frauen durch Billigimporte in den informellen Sektor abgedrängt und ihrer einzigen Einkommensmöglichkeit beraubt? Wird in der Exportproduktion nicht zunehmend auf kleine und Billiglöhnlieferer gesetzt, die hauptsächlich von Arbeiterinnen und Unternehmerinnen geprägt sind? Und wenn dem so ist, welches sind die Auswirkungen? UNIFEM zufolge sind diese ungewiss. Eine einfache Fortschreibung vergangener Erfahrungen sei nicht möglich. Insbesondere der rasante technologische Wandel sorgte für Unsicherheit.

Handelsliberalisierung und Exportproduktion kann zur Beschränkung von wirtschaftlichen und sozialen Rechten führen. In Exportverarbeitungszone (z.B. in mexikanischen maquiladora-Textilfabriken) wird die Unterordnung der Frauen unter die gesellschaftlichen Verhältnisse dahingehend ausgenutzt, dass gewerkschaftliche Organisation und kollektive Lohnverhandlungen verboten



Angepasste Strukturen

werden. Ausbeuterische Arbeitsbedingungen, sexuelle Belästigungen und Mangel an sozialen und reproduktiven Rechten (z.B. werden schwangere Frauen entlassen) sind die Folge. Wettbewerbsdruck führt zu einer Zunahme an Outsourcing-Strategien wie Heimarbeit. So gedeihen Beschäftigungsverhältnisse, in denen nicht einmal minimale soziale Rechte gewahrt werden.

Unsichtbare Reproduktionsarbeit

► Ein fundamentaler Mangel der internationalen Handelstheorie ist, dass die unbezahlte reproduktive Arbeit, die hauptsächlich von Frauen geleistet wird, unsichtbar bleibt. Zur Reproduktionsarbeit von Frauen gehört die Versorgung und Erziehung von Kindern genauso wie Familien- und Gemeinschaftsaufgaben, die lebenswichtig für eine Gesellschaft sind.

Auf diese Weise unterstützen und entwickeln Frauen die Bevölkerung, also das »Humankapital« der Ökonomie und damit die Marktwirtschaft als solche. Dies bedeutet umgekehrt, dass der Wettbewerbsdruck auf dem Markt nicht sicherstellt, dass genügend Ressourcen für die Reproduktion übrigbleiben.

Gleichzeitig folgt daraus, dass Frauen aufgrund ihrer reproduktiven Verpflichtungen nicht auf der gleichen Basis mit Männern auf dem Arbeitsmarkt konkurrieren können. Ver-

änderungen der Handelspolitik können die Möglichkeit von Frauen, reproduktive Arbeit auszuführen, unterhöhlen. Zum Beispiel entwertet der Billigimport von Fertignahrung, die mit modernem Marketing vertrieben wird, die Möglichkeit der Frauen, Nahrung zu Hause herzustellen, die zwar gesünder, jedoch weniger glanzvoll ist. Der Markt ist nicht fähig, die beiden Sektoren der Überlebensicherung (Marktproduktion und Subsistenzproduktion) zu koordinieren.

Preisveränderungen durch Handel sind nicht an die reproduktive Arbeit gebunden. Der produktive Sektor kann Kosten externalisieren, d.h. auf den repro-

duktiven Sektor übertragen und dies, auf den ersten Blick, mit Nutzen für den produktiven Sektor. So entscheidet sich zum Beispiel ein exportorientiertes Unternehmen, Kosten zu vermeiden, indem es weder Belüftung noch Lärmreduktionsmaßnahmen finanziert, auch wenn die schlechten Arbeitsbedingungen die Gesundheit der ArbeiterInnen gefährden. Somit werden die Kosten auf den reproduktiven Sektor übertragen, d.h. die anfallende Arbeit im reproduzierenden Bereich vergrößert sich, denn die Frauen müssen mehr Zeit und Energie aufbringen, um die Kranken zu versorgen. Jedoch kann dies auch auf Kosten der Frauen in der Marktproduktion gehen, da ihnen weniger Zeit und Energie für ihre Arbeit im produktiven Sektor zur Verfügung steht. Dies führt zu einer ungerechten Verteilung der Ressourcen durch die Übernutzung der Frauenarbeitszeit.

Anmerkung:

1 vgl. UNIFEM (S. Joekes und A. Weston): The new trade agenda, New York 1994

► **Myriam Vander Stichele** ist Mitarbeiterin des Frauennetzwerks WIDE in Brüssel.

Der redaktionell gekürzte Text wurde dem WIDE-Bulletin »Gender, Trade and Rights« entnommen und von Andrea Schwendemann aus dem Englischen übersetzt.



Foto: U. Rzaczkowski

Strategien kollektiver Machtbildung Frauenorganisationen im informellen Sektor

von **Christa Wichterich**

Organisierung im informellen Sektor erscheint als Widerspruch in sich. Seine vereinzelnden Arbeits- und häufig wechselnden Beschäftigungsformen scheinen schwer oder gar unüberwindbare Hindernisse für Solidarisierung und Organisierung zu sein. Doch seit den siebziger Jahren sind neue Organisationen informell Tätiger entstanden, vor allem von Frauen.

► Diese Selbstorganisation ist als Prozess selbstbestimmter, interessengeleiteter Vergesellschaftung zu verstehen. Sie hat die Vergesellschaftung und Vergeschlechtlichung durch Arbeit im informellen Sektor als Grundlage und ihre Veränderung als Ziel. Ihre Organisations- und Aktionsformen, ihre Konzepte und Strategien sind mit konventionellen gewerkschaftlichen Kategorien nicht hinreichend erfassbar. Vorauszuschicken ist den hier diskutierten Organisationsformen, dass es sich um Suchprozesse von »New Voice«-Bewegungen¹ handelt: diejenigen verschaffen sich durch Selbstorganisation eine Stimme, die bisher keine öffentliche hatten.

Wie »richtige« ArbeiterInnen

► In vielen Ländern des Südens stellen Hausangestellte die größte Berufsgruppe unter weiblichen Erwerbstätigen. In Namibia sind 46 Prozent aller berufstätigen Frauen Haus-

angestellte (Südwind 1994:73), in Brasilien ist ein Sechstel – in den Städten sogar ein Fünftel – aller weiblichen Erwerbstätigen in privaten Haushalten beschäftigt. 80 Prozent davon sind Schwarze.

Zugehfrauen, Kindermädchen und Putzfrauen agieren in einer Schnittfläche von bezahlter und unbezahlter Ökonomie jenseits formaler arbeitsrechtlicher Regelungen, indem sie Tätigkeiten aus der Sorge- und Haushaltsökonomie und der privaten Reproduktionssphäre als Erwerbsarbeit ausüben. Ihr Lohn wird häufig nicht vollständig monetarisiert, sondern teils in Naturalien ausgezahlt, teils mit Unterkunft und Verpflegung verrechnet. Weil viele Hausangestellte im Haushalt der Arbeitgeber wohnen, besteht eine starke persönliche Nähe zu den Arbeitgebern; für die erwerbstätigen Frauen ist eine Trennung von Privat- und Erwerbsleben äußerst schwierig (Schneider 1988; Eitel o.J.) Wie diese Arbeitsformen und Beschäfti-

gungsverhältnisse eine Organisierung erschweren, soll exemplarisch am Beispiel der Hausangestelltengewerkschaft in Recife, Brasilien, gezeigt werden.

In Brasilien gab es bereits seit den fünfziger Jahren Organisationsversuche von Hausangestellten. Anstöße zur Organisierung kamen aus der Bewegung Junger Katholischer ArbeiterInnen die feststellten, dass sich Hausangestellte ihrer Tätigkeit schämen und sie – angepasst an die allgemeine Wertung von Hausarbeit als nicht ökonomisch wertvolle und produktive Tätigkeit – nicht als Erwerbsarbeit definieren. Symbolische Demonstration des Anspruchs, die mangelnde Selbst- und Außenwahrnehmung als Arbeiterinnen zu überwinden, war der erstmalige Aufmarsch von Hausangestellten in der 1.-Mai-Parade 1963 in Recife.

Bei der Registrierung als Verein stießen die Haushaltshilfen und Kindermädchen zunächst auf bürokratische Hindernisse, weil sie keine Tätigkeitsnachweise hatten. Eine Registrierung als Gewerkschaft wurde erst möglich, nachdem die in mehreren Städten aktiven Hausangestellten-Vereine in der Neuformulierung der Verfassung von 1988 einige Arbeitsrechte für Hausangestellte und damit ihre Anerkennung als Berufstätige verankern

konnten. Davor hatte die zuständige Verwaltung argumentiert: wo keine Berufstätigkeit, da keine Gewerkschaft.

In Recife wurde das Sindicato dos Trabalhadores Domesticos na Area Metropolitana da Cidade do Recife (STD) 1989 formal registriert. Auf dem Hintergrund des Strebens der Hausangestellten, als Arbeitnehmerinnen anerkannt zu werden, ist die Entscheidung des STD von 1992 zu sehen, sich einem der vier gewerkschaftlichen Dachverbände in Brasilien, der Zentralen Arbeiterunion CUT, anzuschließen. Obwohl die teils analphabetischen Frauen dort auf große Akzeptanzprobleme stoßen, wird die Integration als notwendig erachtet, um voll »in die Welt der Arbeit« einzutreten (Hosmer Martens/Mitter 1994:26).

Inzwischen koordinieren die organisierten Hausangestellten ihre gewerkschaftliche Politik und ihre Forderungen nicht nur auf städtischer und nationaler, sondern auch auf kontinentaler Ebene im Verband Lateinamerikanischer und Karibischer Hausangestellter. Der Kampf um Akzeptanz und Rechte ist dabei der Schwerpunkt.

Haus- und Sexarbeit als Beruf

► Zentrale Anliegen des STD sind bis heute die Aufwertung der Erwerbsarbeit der Hausangestellten und ihre formalrechtliche Gleichstellung mit anderen Berufsgruppen durch Anwendung von Arbeitsrechten, geregelten Arbeitszeiten und einem Beschäftigungsverbot von Kindern. Die Mitglieder werden für Verhandlungen und Auseinandersetzungen mit den ArbeitgeberInnen geschult, um sich den Verfügungsansprüchen der Hausherrin und der häufigen sexuellen Gewalt durch die Hausherrn widersetzen zu lernen. Ein Hauptthema in den Beratungen des STD sind die Eintragungen in das Arbeitsbuch, in denen die Arbeitgeber den Beschäftigten Arbeitszeit, Löhne und gezahlte Sozialversicherungsbeiträge bestätigen. Mit diesem Nachweis können die Hausangestellten Anspruch auf Rente und Sozialleistungen erheben und im Konfliktfall rechtliche Schritte gegen die Arbeitgeber einleiten (vgl. Eitel 1996:33ff).

Außer dem Bündnis mit CUT pflegt das STD eine enge Zusammenarbeit mit der feministischen Gruppe SOS CORPO, die eine Stellvertreterfunktion in Bezug auf die Hausangestellten und ihre Interessen übernimmt. Ein zentrales Motiv für die Frauenorganisation, mit dem STD zu kooperieren, war das strategische emanzipatorische Interesse an einer Aufwertung von Reproduktionsarbeit, bezahlter wie unbezahlter, auf der Grundlage einer Infragestellung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung. Zu Beginn der

Koalition zwischen der feministischen und der gewerkschaftlichen Frauenorganisation gab es erhebliche Reibungen, die aus der Unterstellung einer kollektiven Geschlechtsidentität als unterdrückte Frauen von Seiten der mittelständischen Feministinnen in SOS CORPO erwachsen. Diese Unterstellung einer vorrangigen Gemeinsamkeit teilten die Hausangestellten nicht, weil der Klassenunterschied zu den Mittelschichtsfrauen für sie im Vordergrund stand und eine Geschlechtsidentität überlagerte. Für die Hausangestellten war (und ist) es ein Dilemma, dass sie in der Kooperation mit SOS CORPO und dem mittelschichtorientierten Gewerkschaftsdachverband CUT immer wieder auf VertreterInnen ihrer ArbeitgeberInnenklasse stießen. Trotz dieser Differenzen entstand eine fruchtbare Arbeitsallianz und SOS CORPO unterstützt seit Jahren das STD bei seiner Lobby-, Bewusstseins- und Ausbildungsarbeit (vgl. Hosmer Martens/Mitter 1994:27ff).

Auch für eine andere Gruppe informell arbeitender Frauen in der Schnittfläche von bezahlter und Reproduktionsarbeit ist die Frage der Anerkennung als Lohnarbeiterin entscheidend für rechtliche und soziale Absicherung: Prostituiertenorganisationen kämpfen für die Legalisierung von Sexarbeit als Beruf, damit sie Ansprüche auf Sozialleistungen wie Gesundheitsversorgung und Rentenversicherung erheben können und ihre Arbeit rechtlichem Schutz, vor allem vor der sehr häufigen Gewalt, unterstellt wird. Die Prostituiertenbewegung in Brasilien und Uruguay oder NRO in Thailand wie »Empower« gehen mit Aktionen und Kampagnen in die Öffentlichkeit und teils in die Gewerkschaftsbünde, um sich aus der Stigmatisierung und Unsichtbarkeit herauszubewegen und eine kollektive Berufsidentität zu schaffen (Ila 1998: 4ff; ASW o.J.: 24ff). Gewalt, Gesundheit und Rechtsstatus der Sexarbeiterinnen sind ihre zentralen Themen, »Würde und das täglich Brot« sind – wie Rowbotham und Mitter allgemein für den informellen Sektor sagen – ihre Ziele. Als Reaktion auf die internationale Vernetzung von Prostituiertenorganisationen hat die ILO begonnen, sich mit dem Sex-Sektor als Berufsfeld, das arbeitsrechtlichen Regelungen zu unterwerfen ist, zu beschäftigen (Lim 1998).

Gesteigerte Marktfähigkeit

► Die Beschäftigungsformen von Hausangestellten sind durch ein klares Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Verhältnis konstituiert. Ihr Organisationsziel ist deshalb ein kollektives Aushandeln von Anerkennung, Arbeits- und Tarifrechten teils mit gewerkschaftlichen Methoden, teils mit Hilfe öffentlich konstitu-

ierten Drucks. Herkömmliche gewerkschaftliche Kampfformen allein laufen dagegen bei anderen Lohnarbeitsverhältnissen im informellen Sektor ins Leere.

Weil die Arbeitsverhältnisse informell tätiger Frauen häufig zwischen Scheinselbstständigkeit und Lohnabhängigkeit wechseln oder sich einer scharf abgegrenzten Definition entziehen, halten Hosmer Martens und Mitter (1996:8) die Kombination von gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Ansätzen für eine effiziente Methode der Organisierung. Gewerkschaftliche Aktionsformen versuchen das Verhältnis zwischen den sehr unterschiedlichen Arbeit- bzw. Auftraggebern und den Beschäftigten bzw. Auftragnehmern im informellen Sektor zu regulieren, während Kooperativen die Isolation der (Schein-) Selbstständigkeit überwinden, damit die Frauen als ökonomisches Kollektivsubjekt agieren können. Das kollektive Auftreten fördert die gesellschaftliche Anerkennung als ökonomische Akteurinnen und die kollektive Identitätsbildung wirkt der Vereinzelung entgegen. Der Zusammenschluss ermöglicht die Ausschaltung von Mittelsmännern, stärkt die Verhandlungsposition in der verdichteten Konkurrenz des informellen Sektors und verbessert die Markt- und Verdienstchancen.

Kooperativen verschreiben sich der ökonomischen Logik der Nutzenmaximierung. Dabei reintegrieren sie Kollektivität, Solidarität und Reziprozität in das ökonomische Handeln, ohne grundsätzlich den Wettbewerbsimperativ auf dem Markt in Frage zu stellen. Durch Rationalisierungsmaßnahmen und Qualifizierung verbessern sie die Marktchancen und erhöhen die Markteffizienz der kooperierenden Individuen.

Zu Genossenschaften schließen sich meist Handwerkerinnen und Heimarbeiterinnen zusammen, die ihr Rohmaterial in großen Mengen erwerben, ihre Fähigkeiten und Produktionsmittel poolen und ihre Produkte gemeinsam vermarkten: Straßenhändlerinnen, Sammlerinnen von kleinen Waldprodukten, Bäuerinnen und Viehwirtinnen. Genossenschaftliche Organisation kombiniert mit Qualifizierung und Management- und Vermarktungstraining stärkt die Verhandlungsmacht der Frauen und verbessert ihren Zugang zu Markt und Produktionsmitteln.

Die meisten Genossenschaften haben jedoch große Probleme, profitabel zu arbeiten. Viele Produktionskooperativen von Frauen sind im Bereich des traditionellen Handwerks und der Kunstmanufaktur angesiedelt und einer starken Konkurrenz durch industrielle Produktion ausgesetzt. Die Beschaffung von Rohmaterialien ist oft schwierig und diskontinuierlich, weil die Industrie vorrangig und preisgünstiger bedient wird. Wo sie für den



Export produzieren, werden neue Anforderungen an Materialien und Qualität geltend, deren Erfüllung den Frauen häufig schwer fällt oder ihre Kosten erhöhen würde. Die Probleme mangelnder Wettbewerbsfähigkeit haben sich durch die Liberalisierung der neunziger Jahre noch einmal verschärft: der Druck auf Preise, Produktivität und Qualität wächst (Scheu 1995:221).

Auch der Zugang zu Krediten gilt im informellen Sektor als zentrales Vehikel zur Stärkung selbstbeschäftigter und schein-selbstständiger Frauen, um sie von Verschuldung und aus der Abhängigkeit von lokalen Wucherern zu befreien und ihnen Zugang zu Investitionskapital zu verschaffen. Mikro-Kredite wurden in den letzten Jahren zunehmend als Zauberformel zur Armutsminderung und Marktintegration von Frauen gefeiert (Mayoux 1995:33).

Dorf- und gemeindeorientierte Ansätze knüpfen mit ihren Mikro-Finanzierungsprogrammen häufig an informelle Spartöpfe von Frauen an, in die diese in Nachbarschafts- und Solidargruppen regelmäßig einzahlen. Chit funds in Indien, tontine in Westafrika, susu in Nigeria und merry-go-round in Ostafrika waren solch traditionelle Spargemeinschaften, in denen Frauen eine Rücklage für Sonderausgaben der Gemeinschaft im Katastrophenfall wie Missernte oder Dürre und für Rituale anlegten. Ein anderer Teil des Ersparnten wurde und wird nach einem Rotationsprinzip als informelle Versicherung für den individuellen Notfall wie Krankheit oder für größere Anschaffungen oder Investitionen an die einzelnen Mitglieder ausgezahlt. Diese Gruppierungen waren konstitutiver Teil der moralischen Ökonomie, die primär auf dem Prinzip der Wechselseitigkeit beruhte, in der keine Trennung von Reproduktions- und »produktiver« Arbeit bestand und in der soziale Sicherheit unmittelbar aus der sozio-kulturellen Einbettung intergenerationeller und intergeschlechtlicher Verpflichtung erwuchs (Wichterich 1992, Schultz 1990). Mit dem Zusammenbruch solch reziproker Verpflichtungen durch die Erosion sozialer Bindungen gewinnen die informellen Solidargemeinschaften an Bedeutung, besonders für Witwen und allein erziehende Mütter.

Kredit-Programme im informellen Sektor sind unterschiedlich organisiert. Häufig ist die Grameen-Bank in Bangladesh Vorbild für eine Mikro-Finanzierung (Fuglesang/Chandler 1988). Die Grameen-Bank vergibt Kleinkredite an inzwischen weit über zwei Millionen Frauen auf dem Land, vor allem als Startkapital für eine »einkommenschaffende Tätigkeit« (vgl. hierzu auch Artikel von Jutta

Weimar in diesem Heft). Die beiden Grundprinzipien sind, dass die Bank zu den armen Frauen geht und nicht umgekehrt, und dass eine Gruppenhaftung eingeführt wurde, statt individuelle Sicherheiten zu verlangen. Die soziale Einbettung in die Gruppe und die moralische Verantwortung bewirken einen hohen Rückzahlungsdruck, der in die Literatur als hohe Rückzahlungsmoral von Frauen und als Erfolgsindikator für die Programme eingegangen ist (Mayoux 1995:37). Die Grameen-Bank hatte ihre Mikro-Finanzierung zunächst Männern und Frauen angeboten. Als die Rückzahlungsquote bei Frauen erheblich besser war als bei Männern, konzentrierte sie sich auf Frauen als Kreditnehmerinnen. Andere Organisationen in Asien und Afrika machten die gleiche Erfahrung bezüglich der frauenspezifischen Schuldenbedienung (Heyzer 1994), allerdings findet das Prinzip der Gruppenbürgschaft in Afrika wenig Akzeptanz.

Mikro-Startkapital

► Mikro-Finanzierungsprogramme mit Gruppenhaftung versuchen das Prinzip moralischer Verpflichtung in traditionellen Solidargruppen zu nutzen, doch sie torpedieren manchmal mit der Einführung des Geldprimats und der Verwertungs- und Rentabilitätsrationalität die soziale Einbettung dieser Gemeinschaften: mehr Geld als in den herkömmlichen kleinen Spartöpfen wirkt offenbar als Anreiz, die Verantwortung zur Wechselseitigkeit zu ignorieren, und die Frauen entwickeln intern neue Dominanz- und Ausbeutungsstrukturen. Lediglich für einzelne in der Gruppe, keineswegs aber für alle, fungieren Kredite deshalb als Sprungbrett von den marginalisierten Rändern in zentrale Bereiche der Märkte (Mayoux 1995:57).

Hinter dem »Erfolg« der Solvenz und zuverlässigen Rückzahlung durch die Frauen verbirgt sich außerdem häufig eine konsumtive Nutzung von Krediten statt der erhofften produktiven Investition, eine Weitergabe des Geldes an die Männer, die Aufnahme eines größeren Kredits bei einer anderen Organisation, um den ersten pünktlich zurückzahlen zu können. Relativ selten führt eine Kreditaufnahme zu erheblichen Einkommenssteigerungen (Mayoux 1995: 37ff, Khan 1998).

Kredite stärken die Marktfähigkeit der Frauen im informellen Sektor. Auch wenn sie nicht zu erheblichen Einkommenssteigerungen führen, werten sie Frauen in der Familie und der lokalen Gemeinschaft als Subjekte auf, die Zugang zu der Ressource Kapital haben, dienen der Absicherung ihrer Erwerbs-

tätigkeit und der Stärkung ihrer Marktposition. Dabei bindet Mikro-Finanzierung grundsätzlich in die Marktrationalität ein und macht mit der Logik des Geld heckenden Geldes vertraut.

Die Grameen Bank bietet ihren Kundinnen auch Gesundheitsversorgung, Training und Zugang zu Produktionsmitteln für Einkommenserwerb an, vom Saatgut bis zu Mobiltelefonen, mit denen Frauen in den Dörfern einen Telefondienst aufbauen können. Sie hat jedoch keinen gewerkschaftlichen oder genossenschaftlichen Ansatz, verfolgt eher einen Service- und Fürsorgeansatz und organisiert die Frauen nicht als kollektives Handlungssubjekt.

Programmpakete und Strategiemix

► Das 1978 in Südindien gegründete Working Women's Forum (WWF) baut dagegen zusätzlich zur Kreditvergabe auch Kooperativen auf und organisiert arme und informell arbeitende Frauen, mit dem Selbstverständnis, Teil der Frauenbewegung zu sein (Scheu 1995: 195ff). Die Erfahrungen, die WWF mit der Vergabe von Krediten für Milchkühe machte, zeigen die Notwendigkeit eines multiplen, integrierten und kollektiven Ansatzes: Die hochgezüchteten Tiere starben, weil die Frauen individuell nicht in der Lage waren, das Futter und die Impfungen zu beschaffen. Kreditvergabe allein, ohne kollektive Unterstützungs- und Auffangmaßnahmen, ist also keineswegs ein Garant zur Existenzsicherung und erst recht nicht zur Verbesserung der Einkommenssituation (Heyzer 1994).

WWF fungierte zunächst als Mittlerin zwischen den Frauengruppen im informellen Sektor und dem formalen Finanzsektor und handelte mit diesem Sonderkonditionen aus. Inzwischen kann die Organisation einen großen Teil ihrer Kredite aus dem Kapitalstock ihrer Kooperativen vergeben, wodurch die Mitglieder die Kredite als »unser Geld« betrachten. Dieses kollektive Besitzverhältnis findet sich noch stärker bei der Self-Employ-



Kampf um Akzeptanz, Rechte und Ressourcen

Foto: U. Rzakowski

ed Women's Association (SEWA) in Nordindien, wo die Mitglieder mit eigenen Spareinlagen bereits 1972 ihre »eigene« Bank als Kreditgenossenschaft gründeten.

Ausgangspunkt für SEWA waren gewerkschaftliche Methoden, die sie an ihre heterogene Klientel bzw. Adressatenschaft im informellen Sektor anpasste, und nach und nach um entwicklungsorientierte und frauenpolitische Maßnahmen erweiterte. Ihre Aktivitäten und Ziele leitete die Organisation aus Bedarfsanalysen verschiedener Segmente des informellen Sektors und aus Problemidentifizierung durch die informell arbeitenden Frauen ab. Dann ließ sie die Frauen selbst Handlungsprioritäten bestimmen, Maßnahmen konzipieren und – nach einem entsprechenden Training – Initiativen durchführen. Vergabe von Krediten wurde als Reaktion auf die hohe Verschuldung bei lokalen Wucherern beschlossen, als Ursache für schlechte Rückzahlung wurden Gesundheitsprobleme identifiziert und eine Gesundheitsversorgung für die Frauen, unter Beteiligung von entsprechend ausgebildeten SEWA-Mitgliedern, als barefoot-doctors aufgebaut, dann wurden von den Frauen selbst gemanagte Kinderhorte als Bedingung für Produktivitätssteigerung und Ausdehnung der Arbeitszeit eingeführt.

Neue Formen kollektiver Verhandlungsmacht entwickelte SEWA in gewerkschaftlichen Kämpfen für Mindestlohn, für Verkaufslizenzen für Straßenhändlerinnen und die Anwendung der Arbeitsschutzgesetzgebung auf den informellen Sektor. Durch öffentliche Aktionen wie Demonstrationen, Marktplatz- und Behördenbesetzungen und Vorgaben für die Stadtplanung, durch Lobbyarbeit, Memoranden und Resolutionen an die Regierung des Bundesstaates und die nationale Planungskommission profilierte die Organisation sich als Intermediär zwischen den Interessen informell tätiger Frauen und den politischen Institutionen der Städte und des Staates, d.h. sie trat als zivilgesellschaftlicher Stakeholder auf. In ihrer Lobbyarbeit als

Pressure Group betreibt SEWA einen Dreiebenen-Ansatz im lokalen Politikgeschehen, im nationalen und in der internationalen Arena, z.B. für die 1996 verabschiedete ILO-Konvention zur Heimarbeit.

Angereichert wird dieses Paket von ökonomischen und sozialen Sicherungsprogrammen um frauenpolitische und emanzipatorische Maßnahmen. Wesentlich ist, dass immer wieder unbezahlte Reproduktions- und Sorgearbeit von Frauen einbezogen wird in das Aktivitätsspektrum von SEWA, z.B. Kinderbetreuung und Krankenpflege, Versorgung mit Trinkwasser, Brennergie und Futter für das Vieh. Dazu gehören auch Versuche, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung aufzuweichen.

Macht zum Handeln

► SEWA hat nicht nur die alte Forderung der Arbeiterinnenbewegung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit z.B. beim Straßenbau durchgesetzt. Sie bildet auch Frauen in »männertypischen« Berufsfeldern aus, um die geschlechtshierarchische Segmentierung des Arbeitsmarkts zu durchbrechen, und motiviert ihre Mitglieder, mit ihren Männern die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Haushalt auf der Grundlage neu auszuhandeln, dass die Wertschätzung der Frauen innerhalb ihrer Familien mit dem Einkommen, den Ressourcen und Gütern, die sie in den Haushalt einbringen, wächst. Dies alles geschieht mit beschränktem Erfolg, aber im Bewusstsein der SEWA-Frauen wird eine entsprechende Dynamik ausgelöst.

Typisch für die Organisationen informell arbeitender Frauen ist die strategische Kombination unterschiedlicher Initiativen, Methoden und Ziele. Konzeptionell lässt diese Integration ökonomischer, sozialer und frauenpolitischer Ansätze sich unter dem Begriff des Empowerment subsumieren (vgl. Carr/Chen/Jhabvala 1996 (2), Batliwala 1993, Kabber 1994, Scheu 1995). In Anknüpfung an Hannah Arendt wird Macht positiv ver-

standen als Fähigkeit, Energie und strukturelle Möglichkeit zu handeln und zu verhandeln, Widerstand gegen Herrschaft zu leisten, zu definieren und zu entscheiden, zu gestalten und auszugleichen. Macht ist Kraft zur Veränderung oder – wie Kate Young sagt (1993:157) – Transformationspotential.

Empowerment-Konzepte für Frauen verknüpfen deren praktische Bedürfnisse mit ihren strategischen Interessen an Veränderung der hierarchischen Geschlechterbeziehungen, basieren auf Organisierung als wesentlicher Strategie kollektiver Machtbildung und zielen auf den Umbau ungleicher Machtstrukturen zu Gunsten von Frauen. Inspiriert waren Machtbildungsstrategien für Frauen durch die US-amerikanische Black-Power-Bewegung der sechziger Jahre, durch Saul Alinskys »Anleitung zum Mächtigkeitsein« aus der Arbeiter- und Bürgerrechtsbewegung in den USA und durch Paolo Freires »Pädagogik der Unterdrückten«.

In den Kategorien von Empowerment-Konzepten gesprochen, bauen Frauenorganisationen im informellen Sektor Verhandlungsmacht der informell tätigen Frauen auf, verhelfen ihnen zu Verfügungsmacht über Rechte und Ressourcen und bemühen sich um Gestaltungsmacht in der Politik und Ökonomie. Sie bilden eine kollektive Identität der Selbstbeschäftigten als Handlungsgrundlage, führen Aktivitäten in strategischer Vielfalt durch und bauen organisatorische Macht um die Säulen von Anerkennung, Rechten und Ressourcen auf. Dabei stellen sie eine neue Form der Vergesellschaftung dar und kämpfen gegen die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und die entsprechende Segmentierung des Marktes, die Frauen die schlecht bezahlten, niedrig bewerteten Arbeiten zuweisen. Sie betreiben Ermöglichungs- und Ermächtigungspolitik mit Erfolg, Brüchen und Rückschlägen. Letztlich bricht sich das ökonomische Empowerment der Frauen jedoch immer wieder an dem strukturellen Widerspruch, dem die Formalisierungsversuche des informellen Sektors unterliegen.

Anmerkung:

- 1 Der Begriff wurde in den USA angesichts des epistemischen Bedeutungsverlustes konventioneller Gewerkschaften geprägt.

► **Christa Wichterich** arbeitet als Publizistin und Gutachterin in Frauenprojekten der Entwicklungszusammenarbeit. Arbeitsschwerpunkte: Frauenbewegungen und internationale Frauenpolitik, Frauenarbeit, Globalisierung.



Das Ende der Unsichtbarkeit

Eine Frauengewerkschaft in Südafrika

von **Birgit Morgenrath**

In der südafrikanischen Hafenstadt Durban ist etwas Seltenes entstanden: eine Gewerkschaft ohne Männer, die Straßenhändlerinnen vertreten will. Und trotz zahlreicher Schwierigkeiten wird ihr allmählich immer größere gesellschaftliche Anerkennung zuteil.

► Hunderte Sammeltaxis, Züge und Busse transportieren täglich einen Strom von Schwarzen in die Stadt hinein und in die Townships hinaus. Im »Warwick Triangle«, dem Supermarkt der Armen am Rande des Stadtzentrums sitzt Zodwa Khumalo, um ihre kleingehackten Rinden, Knollen und Wurzeln anzubieten. Die 55-jährige spielt eine besondere Rolle: Sie kümmert sich um ihre Kolleginnen, und die suchen ihren Rat. Viele Frauen arbeiten nicht nur auf den Bürgersteigen, sondern leben auch dort.

Zodwas Zuhause ist ein Wohncontainer im Township Kha Makhutha, ohne Strom- und Wasseranschluß. Das Klagen ist jedoch nicht ihre Sache. Fünf Frauen warten auf sie. Auf einem Tisch haben sie Selbstgenähtes ausgebreitet. »Die Frauen haben keinen Platz, um ihre Ware zu verkaufen. Sie müssen von Haus zu Haus gehen. Wir kämpfen jetzt dafür, dass ein Marktplatz angelegt wird.« »Wir«, das sind die Frauen der »Self Employed Women's Union«, SEWU.

Zodwa Khumalo ist seit 1983 Mitglied der SEWU, einer Gewerkschaft, die »survivalists« organisiert – Frauen also, die als Straßenhändlerinnen, Näherinnen, Friseurinnen, Telefonistinnen und Imbißverkäuferinnen ums tägliche Überleben kämpfen. Viele sind mit ihrem Schicksal unzufrieden aber mißtrauisch gegenüber Hilfsangeboten. Nur die Hartnäckigkeit der SEWU-Werberin nötigte Zodwa schließlich Respekt ab. »Ich bin mit meiner Nachbarin ins SEWU-Büro gegangen. Die haben uns die Satzung gezeigt und alles erklärt, und dann bin ich beigetreten. Ich war die

erste Verkäuferin hier aus der Russellstreet und habe die anderen Mitglieder geworben.«

Mittlerweile sind es 300 Frauen, die Zodwa Khumalo davon überzeugt hat, sich nicht mehr alles gefallen zu lassen, und dass eine Gewerkschaft ohne Männer viele Vorteile hat. »Die reden so viel«, meint sie, »sie schneiden den Frauen das Wort ab. Wenn nur Frauen zusammen sind, dann tauschen wir uns aus.«

Die SEWU-Frauen setzten sich nicht nur für bessere Arbeitsbedingungen wie überdachte Marktstände ein: »Empowerment« ist das Hauptziel. Die Gewerkschaft bietet den Frauen Aus- und Fortbildung an – etwa wie man mit Stadträten verhandelt. Die Mitglieder können sich auch handwerklich ausbilden lassen, überwiegend in Fertigkeiten, die nicht frauentypisch sind. Damit Frauen aus dem informellen Sektor solche Angebote überhaupt wahrnehmen können, müssen die Kurse in den einheimischen Sprachen abgehalten werden; sie müssen als Teilzeitbeschäftigung angeboten werden, weil keine ihren Arbeitsplatz mehr als zwei Tage verwaist lassen kann; sie müssen eine Kinderbetreuung bieten; schließlich müssen die Frauen mit Geduld und Respekt behandelt werden. SEWU beachtet diese eigentlich selbstverständlichen, aber häufig vernachlässigten Voraussetzungen für eine fruchtbare Interessenvertretung der Survivalists.

Dennoch ist es keine leichte Sache, sie zu organisieren. Viele Frauen unterliegen dem 'normalen' patriarchalen Druck, finden sich mit ihrer Unsichtbarkeit ab und verharren im Privaten, obwohl sie wirtschaftlich tätig werden und den Lebensunterhalt ganzer Familien verdienen. Darüberhinaus sind die bestehenden Zusammenschlüsse der Straßenhändler von Männern dominiert. Mit der Folge, dass die wesentlichen Probleme der Frauen gar nicht behandelt werden.

SEWU ist auf Expansionskurs: Seit der Gründung Ende 1994 sind rund 1500 Frauen

beigetreten, und inzwischen arbeiten zwölf Festangestellte in drei regionalen und einem nationalen Büro der Gewerkschaft. Dennoch wurden wichtige Ziele nicht erreicht. Vor allem, dass SEWU noch nicht finanziell unabhängig und auf Gelder internationaler Geber angewiesen ist – meist Gewerkschaften aus Holland und Skandinavien. Ein wichtiger Grund für die zu geringen Einnahmen ist die hohe Fluktuation der Mitgliedszahlen. Survivalists fällt es nun mal schwer, ihre Beiträge regelmäßig zu bezahlen. Auch die Gründung einer SEWU-eigenen Kreditgenossenschaft ist bislang an den fehlenden Einzahlungen gescheitert. Viele Frauen führen überhaupt kein Konto, womit sie etwa Daueraufträge einrichten könnten. Häufig werden die kleinen Sparerinnen von den Banken nicht akzeptiert. Hier muß die Gewerkschaft ver-

handeln. So wie es die indische Schwester-gewerkschaft SEWA vorexerziert hat, die nun schon beim Eintritt des neuen Mitgliedes die Angabe der Kontonummer verlangen kann.

»Wenn wir daran scheitern, Frauen zu einem Schlüsselfaktor der Wirtschaft zu machen, wird unsere gesamte Wirtschaftspolitik scheitern«, sagte Südafrikas Wirtschaftsminister Alec Erwin im November letzten Jahres. Nur dadurch sei Gleichheit in einer ehemals höchst gespaltenen Gesellschaft zu erlangen. SEWU kann bestätigen, daß die südafrikanische Regierung es ernst meint. Zumindest auf dem Papier. »Der informelle Sektor hat inzwischen ein höheres öffentliches Profil erreicht«, sagt Pat Horn, Gründerin der SEWU (siehe *iz3w* 212). Nach nun vier Jahren werde die Frauengewerkschaft als Modell und als Vertreterin der Survivalists sowohl von der Regierung, als auch in den Medien anerkannt.

► **Birgit Morgenrath** arbeitet im Rheinischen JournalistInnenbüro in Köln.

Was Sie schon immer über Gender wissen sollten ...

Gender-Trainings in den Institutionen

von **Eva Engelhardt-Wendt**

Die Institutionen der so genannten Entwicklungszusammenarbeit verpflichten ihre ProjektmitarbeiterInnen zur Teilnahme an Fortbildungskursen zum Gender-Ansatz. Wie diese Seminare aussehen und welche Schwierigkeiten und Widerstände damit verbunden sind, schildert der folgende Erfahrungsbericht.

► Idealerweise beginnt die Identifikation eines Projektes in der Entwicklungszusammenarbeit mit einer »Zielgruppenanalyse«, in welcher u.a. die unterschiedlichen Lebenssituationen von Frauen und Männern, Armen und Reichen in einer Region beschrieben werden. Die »Gender-Analyse« erhebt nach Geschlecht und Alter differenzierte Daten zur Arbeits- und Einkommensverteilung, zu Zugang und Kontrolle über materielle Ressourcen und zur Beteiligung an Entscheidungen. Auf dieser Grundlage findet die Planung von Aktivitäten und Vorgehensweisen statt, die die Bedürfnisse von Männern und Frauen gleichermaßen berücksichtigen soll. Es müssen Indikatoren formuliert werden, die nachweisen können, dass die Aktivitäten für beide Geschlechter eine positive Wirkung haben. Wenn die Differenzierung nach Geschlecht in die Planungsdokumente eingegangen ist, stehen bei der Umsetzung Zeit und Geld bereit, um durch spezielle Strategien Frauen und Männer gleichermaßen anzusprechen, ihre Perspektiven kennen zu lernen und sie in den fortlaufenden Prozess einzubinden. Die tatsächliche Teilnahme von Frauen und Männern an Projekt-Aktivitäten wird vom Projekt dokumentiert und in kontinuierlichen Abstimmungsprozessen reflektiert (»monitoring«).

Training Gender

► Ziel des Gendertrainings ist die Einführung der TeilnehmerInnen in die Kategorien der Gender-Analyse. Sie sollen Hinweise darauf erhalten, wie sie den Ansatz in ihren eigenen Projekten anwenden können, und Methoden der Gender-Analyse praktisch einüben. Darüber hinaus sollen die TeilnehmerInnen sensibilisiert werden für die eigenen Wahrnehmungs- und Bewertungsweisen männlicher und weiblicher Rollen.

In der Regel dauern die Seminare ein bis drei Tage, selten werden aber auch dreiwöchige oder kontinuierliche Fortbildungen

angeboten. Für die ProjektmitarbeiterInnen gehören die Trainings meistens zum Pflichtprogramm ihrer Vorbereitung. Nach Möglichkeit führe ich das Gendertraining¹ mit einem männlichen Kollegen durch, der von Beruf Organisationsberater und Supervisor ist. Damit wird den Teilnehmern signalisiert, dass Männer sich mit dem Gender-Thema wie mit jedem anderen Thema identifizieren und den Geschlechter-Ansatz vertreten können.

Das Training beginnt mit einer relativ ausführlichen Vorstellungsrunde, in der auch eventuelle Ablehnungen hinsichtlich des anstehenden Seminars geäußert werden können. Die nächste Etappe ist der theoretischen Vermittlung mit einem kurzen Überblick über die beiden entwicklungspolitischen Konzepte der Frauenförderung und des Gender-Ansatzes gewidmet. Kernstück der anschließenden Gender-Analyse ist die Erarbeitung von »Profilen«, in denen die geschlechtsspezifischen Daten zusammengefasst sind. Um diese Methode zu üben, werden die TeilnehmerInnen gebeten, als Fallbeispiel eine Familie aus ihrer Arbeitsgruppe zu untersuchen.

Klar wird dabei, dass die Befragung selbst ein interaktiver Prozess ist, in dem es nicht nur um Informationen, sondern auch um Bewertungen geht. In den erarbeiteten Fällen wurde z.B. keine einzige allein erziehende Mutter beschrieben – ein guter Anhaltspunkt, um das Auseinanderfallen von normierten Vorstellungen und Realität zu thematisieren.

Der für die TeilnehmerInnen interessanteste Teil des Seminars ist die Übertragung der Gender-Analyse auf das eigene Projekt. Er beginnt mit einer soziometrischen Erhebung hinsichtlich der Lebenssituation der Bevölkerung in den Projekten. Hier zeigt sich oft, wie wenig Informationen die TeilnehmerInnen tatsächlich über ihre Zielgruppen haben. Eine interaktive Art der Vertiefung bieten strukturierte Rollenspiele. Im szenischen Spiel erfahren die Teilnehmenden bei sich selbst, welche Dynamik das Gender-Thema freisetzen kann.

Im Folgenden will ich anhand von drei verschiedenen TeilnehmerInnenkreisen untersuchen, inwieweit es gelungen ist, die Akzeptanz und Verankerung des Gender-Ansatzes in den jeweiligen Institutionen zu verbessern.

Training in deutschen Organisationen

► Seit das BMZ (Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) 1997 verfügt hat, dass jedes Projekt seine positive Wirkung auf Männer und Frauen nachweisen können muss, sind auch die ReferentInnen der Institutionen angehalten, sich der Gender-Thematik zu widmen. Kein Projektkonzept darf abgegeben werden, in dem nicht einige Sätze zur »Frauenrelevanz« und zur geschlechtsspezifischen Wirkung stehen. Die Kontrollinstanz innerhalb des BMZ war immerhin wirkungsvoll genug, eine Reihe von Anträgen abzulehnen, woraufhin die Institutionen beschlossen, ihren ReferentInnen eine Fortbildung angedeihen zu lassen.

Im Jahr 1997 »boomten« die Gender-Trainings innerhalb der deutschen Institutionen. Angesetzt wurden dafür ein, maximal zwei Tage, denn die MitarbeiterInnen mussten dafür ihre eigentliche Arbeit liegen lassen. Der Ablauf dieser Trainings entsprach weitgehend dem oben beschriebenen Muster. Viele TeilnehmerInnen ärgerten sich darüber, die Gender-Thematik »von oben« aufgezwungen zu bekommen.

Habe ich früher versucht, gerade die hartnäckigsten Technokraten mit missionarischem Eifer von der Relevanz des Themas zu überzeugen, so argumentiere ich heute eher instrumentell: »Mit diesem Ansatz werden Ihre Projekte besser und erfolgreicher«. Die MitarbeiterInnen werden gebeten, eigene Planungsdokumente mitzubringen – am besten abgelehnte Anträge, anhand derer ganz konkret Verbesserungsvorschläge diskutiert werden.

Insgesamt bewerten meine Kollegen und ich die Gender-Trainings in den Institutionen als erfolgreich. Es gibt aber auch MitarbeiterInnen, die ihre grundsätzliche Ablehnung beibehalten. Frauen distanzieren sich von feministischen Positionen, Männer wollen nicht für die Wahrnehmung von Geschlechterrollen »sensibilisiert« werden und eventu-

ell als Macho oder Patriarch vorgeführt und kritisiert werden (vgl. Engelhardt, 1999).

Ein beliebtes Argument gegen die Berücksichtigung geschlechter-differenzierender Perspektiven verweist auf die Haltung der ausländischen PartnerInnen: »Wir haben nichts gegen den Ansatz, aber unsere PartnerInnen bzw. Teilnehmer lehnen ihn ab. Wir sind doch der partizipativen Methodik verpflichtet und sollen den PartnerInnen nichts aufzwingen. Dies gilt gerade für den Gender-Ansatz, der bis in persönliche Gefühle vordringt.«

Trainings für Ausreisende

► Sowohl der DED (Deutscher Entwicklungsdienst) als auch die GTZ (Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit) bieten ihren LangzeitexpertInnen mehrere Wochen Vorbereitung wie Sprachkurse, Projektmanagement und eben auch »Gender-Trainings« an. Im überregionalen Lernprogramm des DED sind seit 1993 dreitägige Veranstaltungen vorgesehen. Die Teilnahme ist halb freiwillig, halb zwangsverpflichtet. Als Erwartung äußern die TeilnehmerInnen oft, den Gender-Ansatz in Form von praktischen Werkzeugen, (»tools«) kennen lernen zu wollen. Sie befürchten theoretische, feministische Diskussionen.

Die Trainings beim DED sind gut besucht und gelten auf Grund der Auswertungen als erfolgreich. Die EntwicklungshelferInnen arbeiten meistens direkt mit der Bevölkerung und sind angetan von Methoden der Zielgruppenanalyse. Sie sind dankbar für konkrete Vorschläge, wie sie in ihrem Projekt verfahren können. Allerdings verbietet die Kürze von drei Tagen eine Vertiefung. Nach einem »gut« verlaufenen Training wissen die TeilnehmerInnen zwar, was eine Gender-Analyse ist, aber nicht, wie man sie durchführt. Sie sehen die Relevanz von differenzierten Daten, verfügen aber nicht über methodische Kompetenzen, diese zu erheben. Mein selbst gestecktes Ziel ist schon erreicht, wenn sie in Zukunft daran denken, bei der Aufgabenbeschreibung von MitarbeiterInnen die Gender-Differenzierung aufzunehmen oder sich einschlägige GutachterInnen vor Ort zu suchen.

Die GTZ hat zum Ziel, ihre Projekte auf der Grundlage von Zielgruppenanalysen zu konzipieren. Eine aktive Einbeziehung der Bevölkerung in allen Projektphasen soll eine positive Wirkung auf Frauen garantieren. Angesichts dieses hohen Anspruchs ist die Vorbereitung der einzelnen LangzeitmitarbeiterInnen allerdings eher dürftig. Ein zweitägiger Kurs wurde von 1994 bis 1999 drei bis vier Mal pro Jahr durchgeführt. Dann erdachte sich die GTZ-Zentrale einen »Querschnittstag«, an dem innerhalb von sechs Stunden die drei Querschnittsthemen Ar-

beitsminderung, Umweltschutz und Gender abgehandelt werden. Die meisten ExpertInnen sind der Meinung, nach dieser Einführung zu wissen, »was Gender ist«, und nehmen die speziellen Angebote nicht mehr wahr. Die GTZ-Führungskräfte können sich dabei ihre Vorbereitungsinhalte selbst zusammenstellen und räumen dem Gender-Thema geringe Priorität ein.

Zudem berät die GTZ immer mehr auf der Ebene von nationalen Regierungen oder grenzübergreifenden Gremien. Auf Grund der Zielgruppenferne der GTZ, die keine Einzelprojekte mehr umsetzt, können viele ExpertInnen mit der Gender-Analyse, die aus der Arbeitssituation der ländlichen Beratung hergeleitet wurde, nichts anfangen. Es bedarf guter Fallbeispiele, um sie zu überzeugen, dass Gesetze und Reformen für Männer und Frauen verschiedene Auswirkungen haben können.

Die kurzen Trainings in Gruppen mit sehr heterogenem Wissenstand reichen meist nicht aus, die ExpertInnen so weit zu qualifizieren, dass sie die in Auftrag gegebenen Studien der Gender-Analysen beurteilen können. Ebenso wenig wissen sie, wie sie bei bereits geplanten Aktivitäten die Gender-Differenzierung einfügen können. Die GTZ selbst hat eine sehr lesenswerte Reihe »Hinweise zur Gender-Orientierung« entwickelt, die die MitarbeiterInnen allerdings kaum kennen und selten in ihre Arbeit einbeziehen.

Seit einiger Zeit befindet sich die GTZ in einer Phase der Organisationsumstrukturierung. Wichtige Entscheidungen werden in den Regionen selbst von »BüroleiterInnen mit Führungsverantwortung« oder den »AnsprechpartnerInnen« der Projekte getroffen. Je nach deren Gutdünken wird Querschnittsthemen mehr oder weniger Beachtung geschenkt, was letztendlich eine Austrocknung dieser Themen bedeutet. Die angestellten BereichsberaterInnen, die nur auf Anfrage tätig werden, bleiben schlicht unterbeschäftigt und werden bei der nächsten Gelegenheit wegrationalisiert.

Trainings für ausländische ExpertInnen

► Hier gibt es zwei Formen zu unterscheiden, nämlich die oben erwähnten kontinuierlichen Fortbildungseinsätze und einmalige, internationale Veranstaltungen.

In einem einführenden Seminar werden die MitarbeiterInnen in die Fragestellungen der Genderanalyse eingeführt und mit partizipativen Methoden vertraut gemacht. Die Akzeptanz des gender-sensiblen, partizipativen Beratungsansatzes steigt, wenn eine externe Beraterin in festen Abständen wiederkehrt. Bei jedem Seminar werden die Erfolge

und Misserfolge der bisherigen Arbeit ausgewertet und neue Strategien diskutiert. Die MitarbeiterInnen stellen Aktionspläne auf, die sie beim folgenden Beratungs-Einsatz selbst auswerten und fortschreiben. Auch männliche Mitarbeiter sind mit dieser Vorgehensweise zu gewinnen. Sie berichten gerne, welche Aktivitäten sie erfolgreich umgesetzt haben, und fordern die Sensibilisierung der Männerwelt.

Die Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung – Zentralstelle für Ernährung und Landwirtschaft (DSE-ZEL) führt mehrwöchige Kurse in partizipativen, Gender-sensiblen Vorgehensweisen für ausländische ExpertInnen durch. Sie werden von internationalen TeilnehmerInnen besucht und haben den Charakter der Einmaligkeit. Auch hier geht es darum, an den Erfahrungen der TeilnehmerInnen anzusetzen und die jeweils unterschiedlichen Kontexte ihrer Länder und Arbeitsfelder zu berücksichtigen.

Gender Trainings' Sinn?

► Als Gender-Trainerin laufe ich Gefahr, einer neuen Form des Kolonialismus bezichtigt zu werden, der die Geschlechterrollen, »das letzte Refugium traditioneller Selbstbestimmung«, untergräbt. Umso wichtiger ist es, den TeilnehmerInnen selbst die Verantwortung für die inhaltliche Ausgestaltung zu überlassen und sich nur auf die Konzeption, Beobachtung und Moderation des Lernprozesses der Gruppe zu konzentrieren. Der Hinweis auf die wenig vorbildlichen Verhältnisse in Deutschland – wie z. B. den Konflikt vieler Frauen zwischen Kinderversorgung und beruflicher Karriere oder die mangelnde Repräsentation von Frauen in Führungspositionen – ist oft hilfreich.

Als erfreuliche Entwicklung ist die Tendenz der DSE zu werten, in Zukunft nicht nur einmalige Fortbildungsveranstaltungen durchzuführen, sondern »Programmpakete« zu schnüren. Diese erstrecken sich über drei bis vier Jahre und umfassen außer Initial-Seminaren auch Folgeaktivitäten, die zum großen Teil von den TeilnehmerInnen selber durchgeführt werden.

Die Katze beißt sich in den Schwanz. Die deutschen Kollegen lehnen den Gender-Ansatz mit Verweis auf die ausländischen PartnerInnen ab. Diese fragen zu Recht, in wie weit denn die deutschen Institutionen selbst ihre Gender-Problematik bearbeiten. Wenn die überwiegend männlichen Kurs-Teilnehmer in DSE-Kursen den Gender-Ansatz als irrelevant bewerten und nicht »nachfragen«, dann wird dieser Aspekt, für dessen Integration heute noch »Gender-Beauftragte« und »Gender-AGs« heftig werben, wieder verschwinden. Die überwiegend männlichen



Gender-Training auch für Führungskräfte

Referenten der deutschen Institutionen können sich erleichtert zurücklehnen. Sie haben ihre Pflicht getan und ein Gender-Training absolviert: Es zeige sich jedoch, dass gerade in ihrem Fachgebiet der Ansatz nicht wirklich relevant sei und deshalb von PartnerInnen nicht nachgefragt werde.

Da die Institutionen sich als Serviceleistende mit Kundenorientierung verstehen, werden nur die Themen vertieft, die »verkauft« werden können. Die »Modeerscheinung Gender« ist damit vom Tisch. Als einen Hinweis auf diese Tendenz deute ich die mangelnde Nachfrage der ReferentInnen nach weitergehender Beratung.

Je näher die TeilnehmerInnen von Gender-Trainings auf der Ebene der Zielgruppen arbeiten und die praktische Relevanz und Umsetzbarkeit des Ansatzes für ihre eigene Arbeit erfahren, desto größer ist die Akzeptanz. Dennoch ist die Integration des Gender-Ansatzes in konkreten Projekten leider immer noch eine Ausnahme.

Den Effekt einmaliger, kurzer Gender-Trainings schätze ich eher gering ein. Er ist nicht ausreichend, den Ansatz innerhalb der Institutionen zu verankern. Die Veranstaltungen sollen einen unmöglichen Looping drehen: Innerhalb eines oder zweier Tage sollen die TeilnehmerInnen in eine neue Denkweise mit neuen Methoden eingeführt werden und zwar so, dass sie diese gleich anwenden können. Da es keine Kontinuität und Vertiefung gibt, bleibt dieser einmalige Impuls an der

Oberfläche. Alle sind zufrieden mit einigen neuen Formulierungen, die beim nächsten Projektantrag in die Spalte »Frauenrelevanz« eingetragen werden können. »Gender« wird damit zu einem leeren Versatzstück einer Modererscheinung.

Auch die wohlwollendsten TeilnehmerInnen wollten den Gender-Ansatz nur außerhalb der eigenen Institution anwenden. Dennoch ist hin und wieder gelungen, eine Führungskraft so zu beeinflussen, dass diese von sich aus aktiv wurde und weitere Initiativen in Gang setzte, bzw. Aktivitäten der weiblichen Mitarbeiter nicht blockierte. Allen Institutionen muss Halbherzigkeit bei der strukturellen Verankerung der Gender-Perspektive bescheinigt werden. Der DED hat seine halbe Stelle der Frauenbeauftragten wieder wegrationalisiert, mit der Behauptung, der Gender-Ansatz sei bereits umfassend integriert. Die GTZ macht durch die Dezentralisierung mühsam erkämpfte Positionen in der Zentrale funktionslos. Die Carl Duisberg Gesellschaft hat zwar ein Gender-Modul für ihre Programme erarbeiten lassen, dieses jedoch nicht umgesetzt. Die DSE delegiert weiterhin das Gender-Thema an die Minorität weiblicher Referenten, die die Koordination der Gender-Aktivitäten aller Zentralstellen ehrenamtlich durchführen.

Um Gender-Trainings wirksam werden zu lassen, müssten sich die Institutionen zu längerfristigen Prozessen entschließen. Sie sehen sich heute als Dienstleistungsunterneh-

men, die Zielgruppen werden zu KlientInnen, deren Bedürfnisse effektiv erfüllt werden sollen. Kritisch wird diese Ausrichtung, wenn die KlientInnen zu KundInnen werden, die nur dann Anspruch auf Leistungen haben, wenn sie dafür bezahlen können. Umgekehrt bieten die Institutionen nur nachgefragte Dienstleistungen an. Wer soll in Organisationen, in denen die Männer von jeher die Entscheidungsmehrheit haben, Trainings nachfragen, die diese Mehrheit in Frage stellen?

Zumindest gibt es inzwischen Checklisten und Handreichungen, und es gibt MitarbeiterInnen, die sie verteidigen – darunter leider noch zu wenige männliche Führungskräfte. Tatsächlich hilft oft der Verweis nach oben bei der Durchsetzung: Es gibt ein klares Mandat für Frauenförderung und Gender-Ansatz, an dem auch die neue Ministerin festhält. Die »Werkzeuge« sind vorhanden, aber in der Tat ist es ernüchternd zu sehen, wie der Gender-Ansatz trotz der Anstrengungen vieler Beteiligten nicht wirklich akzeptiert und implementiert wird.

Anmerkung:

- 1 Den methodischen Ablauf und die Reaktion der TeilnehmerInnen habe ich andernorts ausführlich beschrieben (Engelhardt 1996, 1999).

► **Eva Engelhardt** ist Diplom-Soziologin und freiberufliche Gutachterin und Gender-Trainerin.

No Gender no money

»Gender-Training« in Kolumbien

von **Ulrike Bartels**

► »Bei Frauen bewirken die Gender-Fortbildungen häufig eine Bewusstwerdung der eigenen Stärken, während Männer meistens mit Abwehr auf das Thema reagieren...«, so schildert Sara Hilarión, Psychologin und Gender-Trainerin aus Bogotá, die Reaktionen auf ihre Arbeit. Die Ausbildung zur Gender-Trainerin erhielt sie in einem dreiwöchigen Seminar, das die kolumbianische Gleichstellungsbehörde *Dirección Nacional de Equidad Social para las Mujeres* in Zusammenarbeit mit dem GTZ-Projekt *Proequidad* durchgeführt hat. Insgesamt wurden in den Seminaren 60 Gender-TrainerInnen ausgebildet (darunter 4 Männer), die aus verschiedenen Regionen Kolumbiens stammen und nun als 'lokale ExpertInnen' fungieren. Sie bieten den MitarbeiterInnen von NROs und staatlichen Institutionen Fortbildungen an, die letztendlich darauf abzielen, dass die Organisationen geschlechterdifferenzierend arbeiten, d.h. in ihrer Arbeit die unterschiedlichen Bedürfnisse und Problematiken von Männern und Frauen beachten. Je nach Interesse und Nachfrage einer Organisation führt ein/e Gender-TrainerIn Sensibilisierungskurse mit den MitarbeiterInnen durch oder auch langfristige Projektberatungen, bei denen innerhalb der Organisationen MultiplikatorInnen ausgebildet und neue Arbeitskonzepte entwickelt werden.

Gleichstellungsparagrafen

► Nur wenige der 60 ausgebildeten Gender-TrainerInnen können von der Durchführung der Fortbildungen leben, die meisten haben ein zweites berufliches Standbein. Sie arbeiten bspw. als Dozentin an der Uni oder sind MitarbeiterInnen in einer NRO, denn der Arbeitsmarkt als Gender-TrainerIn ist unbeständig und regional sehr verschieden. Während die Gender-TrainerInnen in Bogotá und Medellín relativ viele Angebote bekommen, sieht es insbesondere in den 'entlegeneren' Regionen wie etwa an der Karibikküste eher mager aus. Dass überhaupt ein Arbeitsmarkt für Gender-TrainerInnen existiert, lässt sich auf unterschiedliche Faktoren zurückführen: So wurden 1991 mit der Verabschiedung einer neuen Verfassung zumindest formal die Weichen zu Gunsten der Gleichstellung und der Gleich-

berechtigung der Frau in Kolumbien gestellt. So spricht sich die neue Verfassung explizit gegen die Diskriminierung von Frauen aus und erklärt u.a. den Staat dafür verantwortlich, diese zu vermindern. Als die kolumbianische Regierung 1994 zusätzlich die erste integrale Frauenpolitik – 'Politik zur Gleichberechtigung und Partizipation von Frauen' – verabschiedete, wurde es Zeit, sich tatsächlich darüber Gedanken zu machen, wie diese nun konkret in den staatlichen Institutionen umzusetzen sei. Für die Erarbeitung neuer Arbeitsmethoden bedurfte es professioneller Beratung – Arbeit für eine Gender-TrainerIn.

Die TeilnehmerInnen reagieren selten positiv auf eine Gender-Fortbildung. Besonders am Anfang seien die TeilnehmerInnen häufig angespannt und unsicher. »Einige machen Witze, um den Status des Themas zu verringern, andere weigern sich aktiv teilzunehmen, und wieder andere labern einfach herum, ohne sich auf das Thema einzulassen«, betont Sara Hilarión, »je intellektueller die Leute, desto mehr Angst haben sie vor dem Thema.« Wechselt man die Seite und fragt bei den MitarbeiterInnen derjenigen staatlichen Institutionen und NROs nach, die an einer Gender-Fortbildung teilgenommen haben, was es ihnen 'gebracht' hat, so erhält man oft folgende Auskünfte: die Fortbildung habe sowohl auf der persönlichen als auch der professionellen Ebene ein Umdenken in Gang gesetzt.

Von Schwierigkeiten mit der konkreten Umsetzung des Gender-Ansatzes berichten die MitarbeiterInnen der Organisationen natürlich auch. Oft fehle der politische Wille, aus Worten Taten werden zu lassen; oft bestehe innerhalb der Organisation das übliche Macht- und Hierarchiegefälle zwischen Männern und Frauen, und es stelle sich die Frage, wie in einer glaubwürdigen Weise nach außen hin geschlechterdifferenzierend gearbeitet werden könne. Manchmal stagniert die Umsetzung auch einfach aufgrund der Schwierigkeit, das abstrakte und theoretische Konzept mit konkreten Inhalten zu füllen. So fragt sich bspw. ein Mitarbeiter der Stiftung zur Förderung von Bildung und Kleinindustrie 'FEPI', die pädagogische und ökonomische Programme zur Verbesserung der Le-

bensqualität der Barrio-BewohnerInnen in Medellín anbietet, was es bedeute, einen Alphabetisierungskurs 'gendergerecht' aufzuziehen. In der ebenfalls in Medellín ansässigen NRO *Conciudadania*, die sich um die politische Beteiligung der BürgerInnen in den Kommunen bemüht, wird die Frage gestellt, wie die Organisation die politische Partizipation von Frauen fördern könne, wenn diese sich so selten an den angebotenen Programmen der Organisation beteiligen. Sei es, weil ihnen aufgrund der vielfältigen Arbeitsbelastungen keine Zeit und Energie übrigbleibe oder sei es einfach aufgrund von mangelndem Interesse.

Gender – das »Sesam öffne dich«....

► Von Seiten der NROs ist die Nachfrage nach Gender-Fortbildungen dagegen erheblich gestiegen. In den meisten Fällen hängt dies mit den internationalen Finanzgeberorganisationen zusammen. Steht 'Gender' als derzeitiges 'Sesam öffne dich' des entwicklungspolitischen Geschehens nicht in den Projektanträgen der NROs, bleibt der Geldhahn in der Regel geschlossen. Wer also finanzielle Unterstützung aus dem Ausland will, sollte zumindest wissen, was 'Gender' ist, und diesen Begriff auch ab und zu einmal in den Projektanträgen fallen lassen. Bisweilen bekommt eine NRO die Gender-Fortbildung von ihrer Finanzgeberorganisation auch direkt aufgedrückt. So schildert es zumindest eine Mitarbeiterin von *Penca de Sábila*, einer umweltpolitisch arbeitenden NRO in Medellín. Die MitarbeiterInnen ihrer Organisation hätten eigentlich nur an der Gender-Fortbildung teilgenommen, weil es die holländische Finanzgeberorganisation gefordert habe. Für sie sei der Gender-Ansatz ein politischer Rückschritt, denn *Penca de Sábila* habe sich bislang radikaler für Fraueninteressen eingesetzt als dies der Gender-Ansatz impliziere.

► **Ulrike Bartels** arbeitet zum Thema »Frauenförderung in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit«.



Foto: H. G. Schiele

Männer ohne Bewegung

von **Jonah Gokova**

► Meist wird in den weltweit geführten Gender-Debatten angenommen, dass sich der Begriff ausschließlich auf Frauen beziehe. Nur sehr wenige Männer zeigen sich an den Forderungen und Herausforderungen der Gender-Debatte interessiert. Männer lassen sich unendlich viele Ausreden einfallen, um ihre Distanz zu diesem Thema nicht aufgeben zu müssen. Am einfachsten ist der Verweis auf die eigene Kultur, in der es nicht üblich sei, dass Männer Frauen zuhören. Oder die Religion wird bemüht, die nun einmal bestimmte Rollen für Mann und Frau definiert habe und jeder Versuch, diese in Frage zu stellen, widerspreche dem göttlichen Plan.

Auch in Zimbabwe, wo ich herkomme, werden solche Argumente angeführt. Ich hatte allerdings erwartet, dass die Debatte in Deutschland schon intensiver geführt worden wäre und deutsche Männer bewusster und sensibler mit den Herausforderungen des Gender-Themas umgingen.

Tatsächlich bin ich nach meinen Erfahrungen in Deutschland und den vielen Versuchen, Männer für Gender-Themen zu interessieren, zu dem Schluss gekommen, dass Männer, als Produkte patriarchaler Gesellschaften, überall gleich sind – ob in Harare oder in Berlin. Insbesondere beunruhigt mich, wie Frauen in Deutschland und Europa zur Ware, zum konsumierbaren Produkt gemacht werden.

Jedoch gibt es auch bemerkenswerte Bemühungen von Männern in Deutschland, die sich für die Situation der Frauen in ihrer Gesell-

schaft interessieren und am herrschenden Bild von Männlichkeit rütteln. Ich habe einige Männer-Initiativen kennen gelernt, die nicht nur Zuschauer in der Gender-Debatte sein wollen und sich kritisch mit dem herrschenden Geschlechterbild auseinandersetzen. Trotzdem konnte ich keine politische Männerbewegung in Deutschland ausmachen. Alle existierenden Initiativen stehen entweder akademischen Kreisen und religiösen Bewegungen nahe oder sind dem Selbsthilfekontext zuzurechnen und gehen nicht über persönliche Problembewältigungsstrategien hinaus.

Die Gender-Debatte muss Teil eines breiteren Kampfes für die Veränderung der Gesellschaft und gegen alle Formen der Unterdrückung werden. Männer müssen beginnen ihren Sozialisationsprozess zu kritisieren. Wir können nicht über den Prozess der Globalisierung und die Marginalisierung von Bevölkerungsgruppen sprechen, ohne uns gleichzeitig mit dem Problem der Marginalisierung von Frauen und Ungerechtigkeiten zwischen den Geschlechtern zu befassen.

► **Jonah Gokova** ist Mitbegründer der Männerbewegung in Zimbabwe, Gender-Trainer und Director der Ecumenical Support Services in Harare. Er lebt und arbeitet in Harare / Zimbabwe. *Der Kommentar wurde von Andrea Schwendemann aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt.*



Foto: H.G. Schiele

Kamerun, ein Land mit deutschem, französischem und britischem Kolonialerbe ist etwa fünf mal so groß wie Österreich. Bereits an die 40% der Menschen leben im städtischen Raum. Rund 200 verschiedene Ethnien und ebensoviele Sprachgruppen bestehen nebeneinander. Das Bruttosozialprodukt betrug in Kamerun im Jahr 1998 610 \$/Jahr und Einwohner (Österreich 28.110 \$). Eine Frau hat durchschnittlich sechs Geburten in ihrem Leben. Die Illiteratinnenrate beträgt in manchen Gegenden bis zu 90%, im Landesdurchschnitt ist jede zweite Frau illiterat. Die Währung, der zentralafrikanische CFA-Franc, ist an den französischen Franc gekoppelt – was ihn damit auch an den Euro bindet. 1994 erfolgte eine 50%ige Abwertung des CFA-Francs. Dieser Verarmungsprozess trifft ein Land, das vergleichsweise reicher ist, als viele andere afrikanische Staaten und das eine blühende wirtschaftliche Vergangenheit in den 70er und 80er Jahren hinter sich hat. Kamerun ist ein autoritär regierter Staat in dem es kaum eine oppositionelle Kultur oder eine kritische Medienöffentlichkeit gibt. Dem Ranking der deutschen Organisation »Transparency International« zufolge liegt Kamerun an der Weltspitze aller korrupten Staaten.

Hanna Hacker

Out of Vienna

Gespräch mit der Soziologin Hanna Hacker

► **Elisabeth Malleier:** *Du bist seit April 1999 in Kamerun für den Deutschen Entwicklungsdienst tätig – was machst du dort?*

► **Hanna Hacker:** Die Bezeichnung meines Arbeitsplatzes heißt »Querschnittsberaterin Gender/Frauenförderung«. Der DED definiert, wie die meisten Organisationen in der Entwicklungszusammenarbeit den »Genderbereich« als Querschnittsaufgabe und versucht, dies nun gemeinsam mit den Partnerstrukturen, also mit lokalen Trägerorganisationen, in den einzelnen Projekten und Programmen auch umzusetzen.

Wie ist die Situation der Frauen in Kamerun? In Europa existieren meist nur sehr pauschale Bilder von der afrikanischen Frau....

► Die Frau gibt es auch in Kamerun nicht und über die Kamerunerin kann ich auch nichts sagen. In dem halben Jahr, in dem ich dort war, war mein Zugang meist über andere Weiße vermittelt. Er ist geprägt von der Tatsache, dass ich selbst weiß und in der Entwicklungszusammenarbeit bin, was auch bestimmte Reaktionen hervorruft und andere wiederum unterbindet. In den stark islamisch geprägten Regionen im Norden und Nordwesten des

Landes verlassen Frauen manchmal ihr Leben lang das Grundstück nicht, auf dem sie wohnen und arbeiten. Vielfach sind Frauen ganz selbstverständlich für körperlich sehr schwere Arbeiten zuständig, holen das Wasser, tragen unglaubliche Lasten auf dem Kopf, machen die Feldarbeit, und zwar zur gleichen Zeit, in der ihre Männer, Brüder oder Väter sich versammeln, um beispielsweise Komitees zu gründen, in denen dörfliches Vermögen verwaltet wird. Es gibt Frauen, die studieren, und in den großen Städten im Süden, da wo ich lebe, – und es scheint mir schon rassistisch, das überhaupt extra zu erwähnen – auch Frauen, die nach allen Standards erfolgreich und gebildet leben. Und es gibt die sehr große Gruppe, die als Kleinstunternehmerin und Gewerbetreibende Einkommen schaffen und beginnen, sich zu organisieren, sich auch anders organisieren als Männer. In Kamerun kann ein Ehepaar übrigens bei der Heirat wählen, ob es eine polygame oder monogame Ehe führen wird. Meiner Wahrnehmung nach gibt es sehr viel Gewalt insbesondere gegen jene Frauen, die nicht verheiratet sind, die keine Kinder haben und nicht in diesen traditionellen Formen leben. In den Großstädten

finden sich durchaus viele Frauen, die nicht den Wunsch haben, zu heiraten. Das durchbricht die Normen allerdings nicht so sehr, wie die Wahl, kinderlos zu bleiben. Ein bekanntes Phänomen bei etlichen Ethnien in Kamerun und generell in Westafrika ist die Misshandlung von Witwen und ihre zwangsweise Wiederverheiratung mit einem Bruder ihres verstorbenen Mannes. Tendenziell gilt die Witwe als schuldig am Tod des Mannes. Der böse Geist, der sie dazu brachte, ihren Ehemann in den Tod zu schicken, muss ihr ausgetrieben werden. Er wird ihr in der Regel von anderen Ehefrauen ausgetrieben und zwar in einer Form, die ich als körperliche Misshandlung bezeichnen würde. Und selbstverständlich gibt es auch die Beschneidung von Mädchen, d.h. genitale Verstümmelung als traditionelle Praktik; und das nicht nur in islamischen oder in ländlichen Gegenden. Auch hier sind die Akteurinnen der Gewalt mehrheitlich weiblich.

Hast du Kontakt zu einer feministischen Frauenbewegung in Kamerun gefunden?

► Interessanterweise gibt es eine in Kamerun. Es gehört ja zur mainstream-Rhetorik zu sagen, Feminismus sei ein westliches Phäno-

men, und wenn man es in Ländern wie in Kamerun findet, dann ist es nicht kamerunisch. Ich stehe mit einer in mehreren Städten aktiven Frauenorganisation in regelmäßigem Kontakt, deren Aktivistinnen sich ausdrücklich und stolz Feministinnen nennen. Das hat zur Folge, dass sie marginalisiert werden, einerseits in der kameruner Öffentlichkeit, andererseits auch von anderen engagierten Frauenorganisationen. Sie gelten als elitär und auch bei den weißen Förderfrauen als »europäisch verdorben« und daher nicht unbedingt als interessante Zielgruppe für Entwicklungszusammenarbeit. Ich finde, dass sie sehr gute Sachen machen, indem sie verschiedene Formen von Gewalt gegen Frauen öffentlich thematisieren. Ihr Ansatz in der Beratungsarbeit für misshandelte Frauen versteht sich als feministisch, und sie begreifen z.B. sexuelle Belästigung in den Schulen oder genitale Verstümmelung als eminent politische Themen. Es entspricht nicht alles »unserem« Verständnis von radikalem Feminismus; es gilt z.B. als sehr wichtig, Strategien auf der Gesetzgebungsebene zu verfolgen. Was eine legalistische Vorgangsweise in einem autoritären Staat bedeutet, bedürfte natürlich noch der näheren Analyse. Die Regierung in Kamerun ist mehr oder weniger ein autoritäres Regime, aber gleichzeitig gibt es ein Frauenministerium, das gut klingende Frauenförderprogramme entwickelt und auch einen Genderansatz verfolgt und zu Gewalt gegen Frauen nicht schweigt.

Hat sich dein Blick auf die österreichische Frauenbewegung durch deine Tätigkeit in Afrika verändert und relativiert oder ist es eher so, dass sich die Annahme eines universellen Patriarchats verstärkt und bestätigt hat?

► Das ist für mich kein Gegensatz. Von einem universellen Patriarchat kann man in dieser Allgemeinheit sicher sprechen. Dass man das im Einzelnen dann sehr genau dekonstruieren muss, das wissen wir ja. Trotzdem verändert sich auch mein Blick auf die Frauenbewegung und mein eigenes Tun hier in Österreich. Um es zugespitzt auszudrücken, fragt es sich zum Beispiel, ob es Sinn macht, dass in Wien ein feministisches Projekt zuständig scheint für Fragen der so genannten Dritten Welt. Und ob das heißt, dass alle anderen Frauengruppen der Notwendigkeit enthoben sind, darüber nachzudenken, warum sie jetzt ausschließlich weiß sind oder ausschließlich europä- oder wienzentriert.

Würdest du sagen, dass die Frauenbewegung in Kamerun weniger national orientiert ist?

► Sie ist nicht national orientiert, weil Kamerun sich (noch) nicht als Nation konstituiert hat – Kamerun ist ethnisch stark fragmentiert. Internationale Veranstaltungen wie die Weltfrauenkonferenz in Peking 1995, UNO-Konferenzen und die Folgekonferenzen, die es jetzt in Afrika gibt – die aktuellste übrigens im November 1999 in Addis Abeba,

sind für engagierte Frauen in Ländern des Südens allerdings von ungeheurer Bedeutung. Das ist dann auch ein über Landesgrenzen hinausgehendes Interesse an einander und an Frauenpolitik.

Könntest du nach diesen allgemeineren Ausführungen noch einmal konkreter beschreiben, was deine Aufgabe in Kamerun ist?

► Dazu muss ich einige Bemerkungen zur Geschlechterpolitik in der Entwicklungszusammenarbeit vorausschicken. Die große Erzählung, von der sie ausgeht, erklärt, wie in der Entwicklungspolitik allmählich wahrgenommen wurde, dass es Frauen gibt und dass man sie fördern sollte. Viele Projekte, so erzählt die Geschichte, hätten nicht funktioniert, und schließlich sei man zu dem Schluß gekommen, es liege daran, daß die Frauen nicht ausreichend berücksichtigt wurden. Daraufhin entwickelte man den Ansatz »Women in Development«. Nach einiger Zeit merkte man, daß es nicht ausreicht, Frauen als gesonderte Gruppe in den Blick zu nehmen. Man begann einzuräumen, daß es wohl um Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern geht und daß diese in die Planung eines jeden entwicklungspolitischen Projekts mit einbezogen werden müssen. Darüber hinaus verbindet sich der Gender-Approach mit der Idee des Empowerment, also mit der Vorstellung, dass man vor allem die Wünsche der marginalisierten Gruppen selbst unterstützt, als dass man irgendwelche Vorstellungen von außen hineinträgt und sagt, wie es »richtig« ist. Die Programme beziehen sich vor allem auf Arme und das sind mehrheitlich Frauen. Das ist so ungefähr die große Erzählung, die am Anfang eines jeden Seminars zu Gender und Entwicklungszusammenarbeit steht. Darin finde ich mindestens zwei wesentliche Behauptungen höchst problematisch: Erstens behauptet man einen unverrückbaren Unterschied zwischen »Sex« und »Gender«, ganz im Sinn der klassischen feministischen Theorie der Siebziger Jahre. Eine Grundannahme, die die feministische Theorie schon längst hinter sich gelassen hat, ein theoretischer Umbruch, der sich nicht zuletzt stark auf nicht-weiße Stimmen beruft. Das hat sich aber noch nicht wirklich bis zu jenen Personen herumgesprochen, die als Gender-Experts in der Entwicklungszusammenarbeit tätig sind. Und als zweiter Punkt wird recht fortschritts- und modernisierungsgläubig immer hervorgehoben, dass man von Jahr zu Jahr klüger wurde aus der Erkenntnis, dass es in den Ländern auch Frauen gibt.

Ist deine Aufgabe die Ausbildung von Multiplikatorinnen in Genderfragen?

► Das ist eine meiner Aufgaben. Aber es gibt natürlich auch in Kamerun Gender-Experts, es gibt ganze Institute und Gendertrainings-Netzwerke, keineswegs alle nur auf dem Papier, und es existiert ein women studies-

Programm an der Universität von Buea. Das Programm legt einen großen Schwerpunkt darauf, Genderspezialistinnen auszubilden, die dann in der ministeriellen Frauenpolitik und in den Institutionen der Entwicklungszusammenarbeit kundig arbeiten können. Aber natürlich ist die Frage der Aus- und Weiterbildung und die Information zu »Genderfragen« und Entwicklungsarbeit einer meiner Arbeitsschwerpunkte. Es geht aber auch um Projektevaluierungen und Arbeitsplatzprüfungen unter dem Genderaspekt. In konzeptionellen Besprechungen hab ich ein bisschen die Rolle, die hier den Gleichbehandlungs- und Frauenförderbeauftragten zukommt, die ja oft vor dem Problem stehen, nicht wirklich ein Mandat zu besitzen und schon gar kein Budget. Ansonsten hab ich im September eine Tagung mit organisiert, die den Schwerpunkt Gender im Bereich Handwerk, Technik, Kleingewerbe hatte. Das ist ein Sektor, der immer noch sehr männerlastig ist, und in dem auch immer noch Projekte laufen, die nur jungen Männern zugute kommen. Die Frage ist, wie kommt man da raus. Meine Aufgabe sehe ich hier darin, zu vermitteln, dass die Mädchen nicht einfach »zurückgeblieben« sind und nur was nachholen müssen, um dann Automechanikerinnen oder Schreinerinnen zu werden – wobei es die eh auch gibt. Das Problem sind die Strukturen der Entwicklungsprogramme selbst, nicht die Mädchen und die Frauen.

Du bist in Österreich als Theoretikerin und jahrzehntelange Aktivistin der feministischen Frauenbewegung sehr bekannt, du hast dich vor zwei Jahren habilitiert und bist mit über 40 nach Afrika gegangen. Glaubst du, dass die Zukunft feministischer Akademikerinnen in Österreich – angesichts der kaum vorhandenen Arbeitsmarktpolitik in diesem Bereich – in fernen Ländern liegt? Anders ausgedrückt: sollen Feministinnen dorthin gehen wo der Pfeffer wächst?

► Mein derzeitiges Arbeitsverhältnis ist sicher nicht die Zukunft, die ich engagierten Akademikerinnen wünsche. Ich hoffe, dass ihr euch in Wien zu anderen Kampfformen aufraffen könnt, um eine bessere Arbeitssituation zu schaffen. Es gab nach 1989 eine erste Welle von Aktivistinnen, die nach Osteuropa gehen wollten, um dort etwas aufzubauen. Nach dem Motto: Bringen wir den Feminismus in die ex-sozialistischen Länder – mit der Hoffnung, dort etwas aufzubauen, was wir uns hier längst verbaut haben. Dies auf Länder des Südens anwenden zu wollen, ist ebenso grotesk.

Ich danke für das Gespräch.

► **Hanna Hacker** ist Soziologin, Elisabeth Malleier Historikerin. Beide sind in der österreichischen FrauenLesbenbewegung verankert.

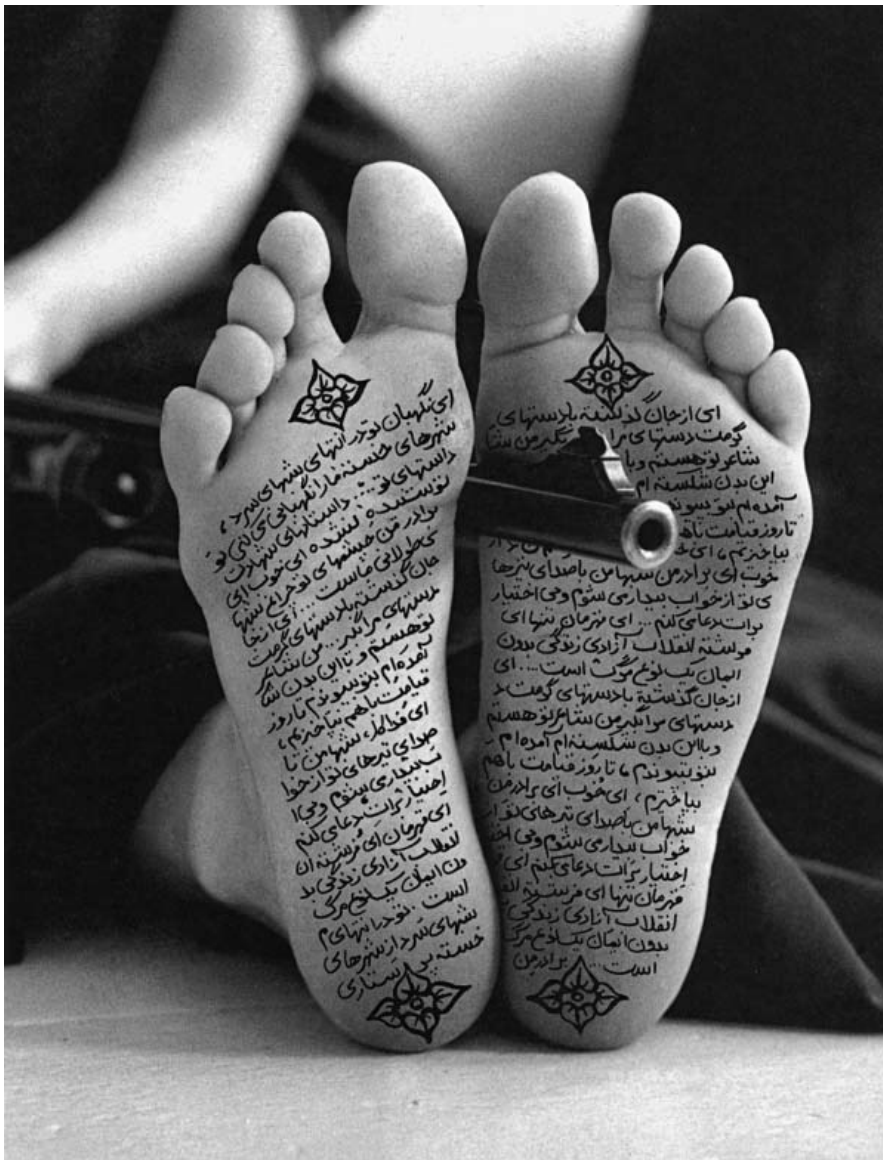


Foto: S. Neshat

Zimbabwes Wirtschaft dereguliert

36

► Bis zur Unabhängigkeit Zimbabwes 1980 war die Ökonomie des Landes geprägt durch staatliche Regulierungen, die Einfluss auf die verschiedenen Wirtschaftsbereiche ausübten und die Kontrolle über den Markt, die Preise und Außenhandelsbeziehungen innehatten. Die Wirtschaft war auf die Städte konzentriert und lag ausschließlich in den Händen der weißen Bevölkerung. Damit einher gingen eine unterschiedlich entwickelte Infrastruktur in Stadt und Land, hohe Einkommensunterschiede und ungleiche Zugangsmöglichkeiten zu Gesundheits- und Bildungseinrichtungen.

Seit der Einführung von Struktur Anpassungsmaßnahmen in Zimbabwe unter Robert Mugabe Anfang der 90er Jahre wird die Kluft zwischen ModernisierungsgewinnerInnen und VerliererInnen immer größer. In Harare-City entstehen Einkaufs- und Vergnügungszentren wie »Eastgate« und »Westgate«, die an luxuriöser Ausstattung und Konsummöglichkeiten jedem Shopping-Center in Hamburg, Tokyo,

Paris oder New York das Wasser reichen können. Die wirtschaftliche Deregulierung macht sich für den größten Teil der Bevölkerung in Form von Geldentwertung sowie der Erhöhung von Schulgebühren und der steigenden Kosten für Gesundheitsvorsorge bemerkbar. Während die Elite Zimbabwes ihre Kinder im Ausland studieren lässt, schafft es ein Großteil der Bevölkerung nicht mehr, die Schulgebühren für die Kinder zu bezahlen. TouristInnen schwärmten im Sommer 1999 bei einer Inflationsrate von 60%, wie billig Zimbabwe sei, während die Löhne, die nur einmal im Jahr angeglichen werden, immer weniger wert werden. Besonders gravierend ist die Preisexplosion hinsichtlich vormals subventionierter Grundnahrungsmittel. Von 1987 bis 1996 ist ein Preisanstieg im Lebensmittelsektor um 800% zu verzeichnen (World Development Indicators 1998). (Zu den Auswirkungen der makroökonomischen Veränderungen auf Frauen in Zimbabwe vgl. nachfolgenden Text von Eva Sänger.) es/bg

Auch wer sich wehrt(e), landet am Herd

Ehemalige Widerstandskämpferinnen in Zimbabwe

von **Birgit Grafarend**

Im Befreiungskampf der siebziger Jahre kämpften Frauen und Männer in Zimbabwe gemeinsam gegen die britische Kolonialmacht. Ehemalige Kämpferinnen müssen sich heute mit einem Leben zwischen traditionellen Rollenerwartungen und ihren im Krieg erworbenen modernen Lebensvorstellungen infolge der Auflösung geschlechtsspezifischer Rollenverteilungen auseinander setzen. Zwei Jahrzehnte nach der Unabhängigkeit haben die ehemaligen Befreiungskämpferinnen auf Grund einer fehlenden formalen Schulbildung eine noch schlechtere ökonomische Ausgangsposition als andere Frauen.

► Der *Second Chimurenga*, wie der Befreiungskampf Zimbabwes in der Landessprache Shona bezeichnet wird, hatte Anfang der sechziger Jahre begonnen, erreichte Mitte der siebziger Jahre seinen Höhepunkt und fand 1980 mit der Unabhängigkeit Zimbabwes von einer fast hundertjährigen britischen Kolonialzeit sein Ende. Als der Krieg in den siebziger Jahren in seine intensivste Phase trat, schlossen sich viele Menschen den Guerillas an. Zu Ende des Krieges 1979 stellten Frauen ein Drittel der im Land lebenden 28.000 BefreiungskämpferInnen. Ihr Durchschnittsalter wurde auf 15 bis 19 Jahre geschätzt. Ganze Schulklassen verließen das Land in Richtung Zambia und Mozambique, um in den dortigen Trainingscamps militärisch ausgebildet zu werden. In den Camps wurden alle Aktivitäten gemeinsam mit den Männern ausgeführt. Nicht nur die militärische Ausbildung, sondern auch die traditionellerweise von Frauen ausgeführten Tätigkeiten wie Kochen, Waschen und Wasserholen waren Aufgaben beider Geschlechter.

Arbeiteten Frauen und Männer im Krieg zusammen ...

► Gerade auf dem Land veränderte sich die Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen. Mädchen und Jungen versorgten die Guerillas, die sich in der Nähe der Dörfer versteckt hielten, mit Nahrung, Medizin und Kleidung. Ferner lieferten sie den KämpferInnen Informationen über die Situation und Vorkommnisse im Dorf sowie über die Anwesenheit von Regierungssoldaten. Nachts hielten die Guerillas Treffen ab, so genannte *pungwe-meetings*, in denen sie der Dorfbevöl-

kerung die Ziele des Krieges erklärten und Diskussionen über die Lebensvorstellungen nach der Unabhängigkeit führten. Für die jugendliche Dorfbevölkerung war die Teilnahme an den nächtlichen *pungwe-meetings* Pflicht. Eltern sahen ihre Kinder oft tagelang nicht, da diese ihre Zeit mit den Guerillas verbrachten. Besonders gefährlich war die Situation, wenn die Jugendlichen zu den Guerillas unterwegs waren oder von dortigen Treffen in die Dörfer zurückkehrten und mit Soldaten der Regierung zusammentrafen. Informationen mussten geheim gehalten und Nahrungsmittel versteckt werden, um den Aufenthaltsort der BefreiungskämpferInnen nicht preiszugeben. Hierbei fiel Jungen wie Mädchen die gleiche Verantwortung zu. Mädchen lernten neue Freiheiten kennen, übernahmen neue Aufgaben. Respekt wurde nicht mehr den Ältesten, sondern den Guerillas gezollt.

Infolge materieller und finanzieller Engpässe mussten viele Frauen nach dem Krieg ein Leben auf dem Land fortsetzen, wurden in ihre traditionelle Rolle der Versorgung der Familie und der Arbeit auf den Feldern zurückgedrängt. Die Frauen, die nach dem Krieg nach Harare gingen, kamen in der Hoffnung, in der Stadt ein freies Leben führen zu können, eine Schulausbildung nachzuholen, einen Beruf auszuüben und unabhängig von traditionellen Erwartungen leben zu können.

Während der Kolonialzeit wurde schwarzen Mädchen und Frauen der Schulbesuch vorenthalten. Im Krieg gab es dazu kaum Gelegenheit, da nur in wenigen Camps eine schulische Bildung möglich war. Die finanzielle Lage der ehemaligen Kämpferinnen hinderte diese an der Ergreifung von Fortbildungsmaßnahmen. Vielfach konnten sie ihre schulische Laufbahn auf Grund finanzieller Engpässe nicht fortsetzen und haben dadurch Schwierigkeiten, eine Arbeitsstelle zu finden. Tätigkeiten innerhalb des informellen Sektors werden daher vor allem für ehemalige Befreiungskämpferinnen zu einer wichtigen Überlebensstrategie in der Stadt. Entgegen vieler Versprechen werden BefreiungskämpferInnen nicht bevorzugt berücksichtigt. Vorteile haben die, die während des Krieges ihre schulische und berufliche Ausbildung fortsetzen konnten.

Die gesellschaftliche Struktur Zimbabwes ist nach wie vor von patriarchalen Strukturen geprägt. Die überwiegende Zahl der Ministerposten der neuen Regierung wurde mit Männern besetzt. Der vielversprechende Aufbau eines Frauenministeriums nach dem Krieg

fand sein enttäuschendes Ende, als es einem anderen Ministerium untergeordnet wurde.

Aktuelle Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und BefreiungskämpferInnen zeigen sich vor allem am Konflikt um die Zahlungen an die ehemaligen KämpferInnen, die von der Regierung nach dem Krieg versprochen wurden, denen die Regierung bis heute aber nicht oder nur unzufrieden stellend nachgekommen ist. In den Auseinandersetzungen kommen vor allem Regierungsvertreter und Mitglieder der Zimbabwe *National Liberation War Veterans Association (ZNLWVA)* zu Wort. Stimmen von Frauen fehlen fast durchgängig, obwohl sie während des Befreiungskampfes nicht nur die Kämpfer unterstützt, sondern selbst als Soldatinnen eine bedeutende Rolle gespielt haben.

... steht die Frau heute allein am Herd

► Ein Großteil der Männer erwartet, dass sich die Frauen wieder in die traditionelle Geschlechterrolle fügen. Selbst wenn ein Mann mit Frauen Seite an Seite gekämpft und die gleichen Aufgaben mit ihnen geteilt hat, erwartet er von seiner Frau nach dem Krieg die Wiederaufnahme ihrer traditionellen Rolle oder sucht sogar eine Ehefrau, die nicht am Befreiungskampf beteiligt war. Viele Kinder stammen aus Kriegsbeziehungen, viele Kriegsehen sind aber auch geschieden worden. Manche Frau geht so weit, ihre Vergangenheit und Rolle im Krieg zu verheimlichen, kann somit aber auch keine Ansprüche auf Kompensationszahlungen an die Regierung stellen. Ebenso wenig berücksichtigt werden die Frauen, die zwar nicht selbst mit der Waffe in der Hand gekämpft, aber für die KämpferInnen gesorgt haben. Sie haben keine organisierte Vertretung und bekommen überhaupt keine Entschädigungen.

Die Anstrengungen der Frauen gelten heutzutage besonders der Lebenssituation ihrer Kinder. Aus ihrer eigenen ernüchternden Erfahrung nach dem Krieg haben sie gelernt, welchen Raum eine formale Bildung im Leben einnimmt. Sie arbeiten hart, um ihren Kindern die Chance eines Schulbesuchs und eines besseren Lebens zu geben, eine Chance, die ihnen selbst nie gegeben war.

► **Birgit Grafarend** studiert Ethnologie und Soziologie in Göttingen und war im Rahmen des ASA-Programms in Zimbabwe.



Foto: E. Sänger

Tropfen auf den heißen Stein

»Association of Women's Clubs« in Harare

von **Eva Sänger**

Der so genannte »trickle down«-Effekt, d.h. die modernisierungstheoretische Annahme, dass auch breite Teile der Bevölkerung langfristig von wirtschaftlichem Wachstum profitieren, ist auch in Zimbabwe nach den 1990 eingeführten Strukturanpassungsmanahmen nicht eingetreten. Im Gegenteil: Für den größten Teil der weiblichen Bevölkerung Zimbabwes steigt die Arbeitsbelastung übermäßig an. Die Mitglieder der Frauengruppe »Association of Women's Clubs« in Harare verfolgen eine Vielzahl von Strategien, um mit der ökonomischen Krise umzugehen.

► Seit der Einführung des »Legal Age of Majority Act« 1982 sind Frauen in Zimbabwe wahlberechtigt und können Verträge selbst abschließen. Dieser notwendige juristische Schritt zur Gleichstellung führte natürlich nicht automatisch zu einem ausgewogenen Verhältnis der Geschlechter, da die gesellschaftliche Arbeitsteilung sowie der ungleiche Zugang zu Macht und Ressourcen bestehen blieben. Die familiäre geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, in der Männer als Ernährer konzipiert und Frauen für Hausarbeit und die Versorgung der Kinder verantwortlich sind, muss im Kontext der zimbabwischen Kolonialgeschichte betrachtet werden. Während der britischen Kolonialherrschaft wurde das Modell der »bürgerlichen Familie« implementiert. Damit einher ging die Festschreibung von schwarzen Frauen als »Hausfrauen«, die von einem Mann als Haupternährer abhängig sind (Jeater 1993, Schmidt 1992).

Vor diesem Hintergrund sind die Handlungsstrategien zu betrachten, denen die lokalen Frauengruppen der »Association of Women's Clubs« (AWC) in Mabvuku, nachgehen.¹ Die »Association of Women's Clubs« ist eine nichtstaatliche Frauenorganisation mit Sitz in Harare, die etwa 40.000 Mitfrauen hat und 1950 gegründet wurde.

Die Mitglieder organisieren sich eigenverantwortlich in kleinen Gruppen, einzelne nehmen auf Kosten des AWC an Lehrgängen teil und vermitteln ihre Fähigkeiten (z.B. Textilarbeiten und die Herstellung von Seifen) anderen Frauen. Aufgabenfelder des AWC sind die Organisation von Kindergärten, Seminare zur Familienplanung, zu Landwirtschaft u.a.. Die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen des AWC in der

Zentrale in Harare arbeiten zum großen Teil ehrenamtlich. Der AWC finanziert sich über Mitgliederbeiträge sowie über Spenden diverser Institutionen der amerikanischen und europäischen Entwicklungszusammenarbeit.

Der AWC fördert die sich unmittelbar aus den Lebensverhältnissen der Frauen ergebenden Interessen – damit wird die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nicht in Frage gestellt.² Ziel der Gruppe ist es, durch das gemeinsame Arbeiten ein zusätzliches wirtschaftliches Standbein aufzubauen, wodurch gleichzeitig Eigeninitiative gefördert wird und die Frauen motiviert werden, ihre Situation aktiv anzugehen. Außerdem tauschen die Frauen durch ihre gemeinsame Aktivität Wissen aus und sind in ein soziales Netzwerk eingebunden.

Ein Großteil der Mitglieder der AWC-Frauengruppe in Mabvuku, einem einkommenschwachen Stadtteil 15 Kilometer östlich des Stadtzentrums von Harare, ist verheiratet. Einige Ehemänner arbeiten als Tankstellenwarter, Lastwagenfahrer oder Fabrikarbeiter, andere sind arbeitslos. Arbeitslosigkeit, Massenentlassungen und Erhöhung der Schulgebühren sind Probleme, mit denen die Frauen zu kämpfen haben. Besonders empfindlich wurden die Frauen jedoch durch die Inflation und den damit verbundenen Preisanstieg im Lebensmittelbereich getroffen.

Strategien der Uberlebenssicherung

► Die meisten Frauen versuchen ein Zubrot zum Familieneinkommen zu verdienen oder – im Falle von de facto oder de jure Haushaltsvorstanden – das Familieneinkommen zu bestreiten. Dabei sind die wenigsten Frauen in einem formalen Arbeitsverhältnis mit geregelten Bezügen oder gar Sozialleistungen beschäftigt. Fast alle versuchen, auf vielfältige Weise Geld zu verdienen, vor allem im landwirtschaftlichen Bereich und im informellen Sektor.

Eine Form der Existenzsicherung und Risikominimierung stellt die städtische Landwirtschaft dar. Durch den Anbau von »Muriwo« (eine Art Spinat und neben »Sadza«, Maisbrei, das Hauptnahrungsmittel), Bohnen oder Mais im Hinterhof oder auf Feldern in der Nähe des Haushalts, tragen viele Frauen direkt zur Verbesserung der familiären Ernährungssituation bei oder verdienen durch den Verkauf Geld. Problema-

tisch ist, dass die Felder oft nicht den AnwohnerInnen selbst, sondern der Regierung gehören. Sie können jederzeit wieder vertrieben werden.

Aktivitäten im informellen Sektor stellen für die AWC-Mitglieder die wichtigste Einkommensquelle dar. Diese zeichnen sich vor allem durch multiple Ungeschütztheit aus, es existiert keine Kranken-, Unfall- oder Rentenversicherung. Insgesamt hat in Harare im Verlauf der letzten sechs Jahre eine Expansion des informellen Sektors stattgefunden. Die Regierung geht nicht mehr so rigide mit den informellen HändlerInnen um wie noch vor einigen Jahren, und inzwischen ist das Verkaufen in den Straßen erlaubt oder zumindest geduldet. Zu den Tätigkeiten im informellen Sektor gehört die Herstellung und der Verkauf von Textilprodukten sowie das Verkaufen von Gemüse und Obst und second-hand-Kleidungsstücken. Zum Teil läßt sich eine Professionalisierung, z.B. durch die Anschaffung einer Strick- oder Nähmaschine, feststellen. Stricken, Nähen oder Häkeln zeichnen sich zudem durch eine in den Alltag und in den Haushalt integrierte Arbeitsorganisation aus.

Manche Frauen erwirtschaften ein Einkommen, indem sie nach Südafrika fahren und den dort erstandenen Modeschmuck oder Kleidungsstücke weiter verkaufen. Das ist lukrativer, dafür jedoch kapitalintensiver, zeitaufwändiger und auch nicht ganz ungefährlich, da die Frauen oftmals an der Grenze kontrolliert und ihre Güter beschlagnahmt werden und sie in Einzelfällen sogar mit einer Nacht im Gefängnis rechnen müssen. Vieles wird auf einer »trial and error«-Basis gelernt. Der Einstieg in Tätigkeiten im informellen Sektor ist zwar relativ leicht, der Erfolg auf Grund struktureller Nachteile jedoch gering. Ein weiteres Problem ist die große Konkurrenz und die geringe Diversifikation der verkauften Waren.

Fast alle Aktivitäten sind von Selbstausbeutung sowie von einem hohen Maße an Eigenverantwortlichkeit gekennzeichnet. Alle Frauen tragen das volle unternehmerische Risiko. Die Tätigkeiten sind geprägt von Arbeitsintensität, geringen Erträgen, mangelndem Investitionskapital, einer Verbindung von Reproduktions- und Produktionsarbeit sowie eigenem Risiko und unsicheren Absatzmärkten. Im seltensten Fall wird ein Einkommen erwirtschaftet, das über die Deckung der täglichen Lebenshaltungskosten hinausgeht.

Die persönlichen Netzwerke, wie die Kontakte mit der Verwandtschaft, der »extended family«, sind zentraler Bestandteil des Alltags und bilden ein soziales Netz des gegenseitigen finanziellen und emotionalen Beistands. Dieses informelle Netzwerk wird vor allem von Schwestern, Tanten und engen Freundinnen gebildet. Auf die Hilfe der Ehemänner wird sich nur in begrenztem Maße verlassen.

Kirche als Platzanweiserin

► In *Mabvuku* gibt es sehr viele Gemeinden unterschiedlicher Glaubensrichtungen. Eine große Rolle spielen dabei die so genannten Unabhängigen Kirchen, die vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus konventionellen Kirchen und traditionellen religiösen Elementen der *Shona*-Kultur entstanden und sehr populär sind. Auch eine Reihe von amerikanischen »neuen Kirchen« wie die »Seventh Day of Adventists« erhalten regen Zulauf. In den kirchlichen Gemeinden sind in der Regel Frauengruppen organisiert. Wie in der AWC-Frauengruppe stehen auch in den kirchlichen Frauengruppen die gegenseitige Hilfeleistung und der Austausch von Wissen sowie die gemeinsame Arbeit im Vordergrund. Die kirchlichen Gruppen leisten neben finanzieller Unterstützung auch Hilfestellungen im emotionalen Bereich. Jedoch wird eine sehr konservative Geschlechterideologie, die die bisherige Rollenverteilung festschreibt, vermittelt.

Einige der Kirchen propagieren ein sehr schicksalhafter Selbst- und Weltverständnis, das die Möglichkeit der Veränderung von Gesellschaft durch politische Einflussnahme ausschließt: Die Vorsitzende des AWC, Frau Holland, äußerte sich kritisch dazu: »...[...]... I have a problem with the new churches from America because they teach people that you are on earth because God wants you to be here and God will do everything for you ... and they don't do anything for themselves ... [...] people have prayer-meetings for God to give them their payrise«.

Die Einbindung in Frauengruppen und religiöse Gemeinschaften sowie die Ausdifferenzierung persönlicher Beziehungen sind Handlungsstrategien im ökonomischen, sozialen und emotionalen Bereich, die zusammen ein komplexes System zur Bewältigung der Lebenssituation darstellen. Die Frauen, die sich in Mabvuku in der AWC-Frauengruppe organisieren, vergrößern ihre Handlungsspielräume durch eine Verbesserung landwirtschaftlicher und handwerklicher Kenntnisse. Ebenso wächst durch die institutionelle Einbindung in eine größere Organisation die Chance, die Produkte erfolgreich abzusetzen. Die Kirchen ermutigen ebenfalls zu ökonomischen Aktivitäten und leisten in Notsituationen finanziellen Beistand.

Diese Einbettung in soziale Zusammenhänge kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass das größte Problem, die finanzielle Notlage auf Grund der makroökonomischen Veränderungen, damit nicht aus der Welt geräumt ist. Die sozialen Netzwerke dienen eher einer Risikominimierung im alltäglichen Leben als einer sichtbaren qualitativen Verbesserung des Lebensstandards. Zimbabwe hatte im August 1999 eine Inflation von fast 60%, im Oktober waren es 70%. Individuelle Anpassungsstrategien sind da wenig mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein.

Anmerkungen:

- 1 Dieser Artikel beruht auf einem ASA-Projekt, das 1997 gemeinsam mit Ute Dieckmann, Birgit Grafarend und Sophia Madziwa durchgeführt wurde. Bei einem Besuch zwei Jahre später in Mabvuku erfuhr ich, dass sich die Frauengruppe ohne konkrete Gründe aufgelöst hatte (der Dachverband, die »Association of Women's Clubs«, existiert noch).
- 2 vgl. zum Thema praktische und strategische Gender-Interessen: Caroline Moser (1993) und den Beitrag von Ina Kerner in diesem Heft.

► **Eva Sänger** ist Teilnehmervertreterin im ASA-Programm und promoviert am Zentrum für Frauenforschung und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse, Frankfurt/Main.

Frauen als ökologische Avantgarde

Zum Geschlechterdualismus in ökofeministischen Ansätzen

von **Christine Parsdorfer**

Auf der Suche nach neuen theoretischen Möglichkeiten, die die Frauenfrage und gesellschaftliche Emanzipation verknüpfen, werden nicht selten alte feministische Essentials mit neuen Inhalten aufgepeppt. Beispielhaft hierfür stehen ökofeministische Ansätze, die aus der Gleichsetzung von patriarchaler Natur- und Frauenunterwerfung ein neues Kollektivsubjekt Frau zimmern.

► Seit Mitte der 80er Jahre gab es Versuche vor allem von Vertreterinnen der kritischen Theorie (wie Regina Becker-Schmidt), das Verhältnis Naturbeherrschung und Frauenbeherrschung aus einer spezifischen westlichen Rationalität zu begründen und zu kritisieren. Diese Kritik wird von den Ökofeministinnen radikalisiert: Frauen- und Naturunterwerfung werden nicht nur analogisiert, sondern darüber hinaus werden den Frauen spezifische Erkenntnispotenziale zugeschrieben, die sie zum Kampf gegen die drohende Ökokatastrophe prädestinieren.

Dreh- und Angelpunkt ökofeministischer Kritik bildet die patriarchale Trennung von Kultur und Natur. Diese Spaltung führt laut Vandana Shiva, der wohl profiliertesten indischen Vertreterin des Ökofeminismus, sowohl zur ökologischen Krise als auch zur Marginalisierung von Frauen. Statt jedoch die Spaltung und die daraus resultierende Polarisierung der Geschlechtscharaktere in Frage zu stellen, wird die symbolische Zuordnung der Frau zur Natur befürwortet. Allerdings unter einer Neuordnung der traditionellen Werteskala: An die Stelle einer trägen und passiven Natur tritt das Verständnis einer ganzheitlichen und intelligenten. Die weibliche Naturnähe ist somit auch kein Handicap mehr, sondern Quelle von Macht und Ausgangspunkt einer neuen ökofemininen Kultur.

Begründet wird das besondere Verhältnis zwischen Frauen und Natur in den meisten Ansätzen weniger sozial als vielmehr mystisch oder biologisch. Entweder ist die weibliche Körpererfahrung wie die Mondgebundenheit des Zyklus oder die Gebärfähigkeit Springpunkt weiblicher Naturverbundenheit. Das emanzipative Potenzial wird dann in der Rückbesinnung auf diese innerliche Stärke gesehen, die letztlich zur Veränderung der Gesellschaft führen soll. »Nichts verbindet das menschliche Tier so sehr mit der Natur wie das Reproduktionssystem der Frau, das sie befähigt, die Erfahrung, Leben hervorzubringen und zu erhalten, mit dem

Rest der belebten Welt zu teilen... in dieser natürlichen Einheit liegt der Ursprung ihrer Stärke.« (Andrée Collard 1988)

Aber auch in weniger spiritualistischen Varianten führt der postulierte besondere Naturbezug der Frauen zur wesensmäßigen Festschreibung des Frau- und des Mann-Seins. So konstatieren die sog. »Bielefelderinnen« Mies, Werlhof und Bennholdt-Thomsen einen spezifisch weiblichen Gegenstandsbezug. Dieser liege in der »Lebensproduktion« – der Geburt und Kindererziehung, dem Sammeln und Anbau von Lebensmitteln

zur alltäglichen Versorgung – begründet. Der Mann sei durch seine Unfähigkeit, Leben zu produzieren, auf die gewaltsame Aneignung der Produkte der Produzentinnen angewiesen. Da ihm also das lebensspendende Element qua Natur fehlt, erfindet er Waffen, Technik und Wissenschaft, um sich die natürlichen Potenziale der Frauen aneignen zu können. Bio- und Gentechnologie, Rüstungswahn und Sextourismus sind Folgen des entfremdeten Verhältnisses der Männer zur Natur. »Je mehr die Technik fortschreitet,... umso abstrakter wird das Verhältnis zur Natur, umso fremder wird dem Mann sein eigener sterblicher Körper.« (Maria Mies 1995)

Dieser so formulierte Geschlechterdualismus verhindert es, Frauen als »Mittäterinnen« oder Männer als »Opfer« der westlichen Zivilisation zu sehen. Ebenso gehen soziale und kulturelle Unterschiede in einem abstrakten »Wesen der Frau« auf und es wird bestätigt, was patriarchale Zuschreibungen schon immer behauptet haben, nämlich dass die Frau von Natur aus für Küche und Kinder prädestiniert sei.

Diesem Missgeschick entgehen die Vertreterinnen des »feminist environmentalism«. So betont Bina Agarwal, dass Frauen nicht qua Geburt spezifische Wesenszüge besitzen, die sie für einen nachhaltigen

Naturumgang vorherbestimmen. Vielmehr bilde sich der weibliche Naturumgang in der täglichen materiellen Praxis aus. Gerade in Dritte-Welt-Ländern seien Frauen in armen Bauern- und Stammeshaushalten durch das Sammeln in den Wäldern und dem Gemeindeland die Ernährerinnen des Haushalts. Ein nachhaltiger Umgang mit den natürlichen Ressourcen sei für sie überlebensnotwendig. Nur in diesem Zusammenhang lasse sich deshalb die besondere Fürsorgeethik und das spezifische Wissen der Frauen erklären. Und nur so werde verständlich, warum Männer mehr die kommerzielle Verwertung der natürlichen Ressourcen im Kopf haben, während die Frauen sich den umfassenden natürlichen Ökosystemen verpflichtet fühlen.

»Die Frauen reduzieren die Wälder nicht nur auf Bäume und die Bäume auf das Holz für die kommerzielle Nutzung. Sie erkennen, dass Vegetation, Boden und Wasser miteinander in Beziehung stehen... Diese Erkenntnis... ist entscheidend für die Entwicklung einer Strategie des nachhaltigen Umweltschutzes und der Regeneration.« (Bina Agarwal 1998)

Auch wenn hier die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und gesellschaftliche Machtverhältnisse thematisiert werden, die den weiblichen Naturbezug begründen, bleibt auch bei dieser ökofeministischen Variante ein Punkt problematisch. Aus ihrem ganzheitlichen Verständnis der Umwelt wird Frauen eine ökologische Avantgardefunktion zugewiesen. Allein sie scheinen die Kompetenz zu besitzen, das Überleben des Planeten zu garantieren. Wird in den traditionellen ökofeministischen Ansätzen die weibliche Gebärfähigkeit und Naturnähe idealisiert, tendiert der »feminist environmentalism« dazu, Frauen als Vorreiterinnen einer ökologischen Globalethik in die Pflicht zu nehmen. Damit wird den Frauen wieder mal die Aufgabe zugeschaut, den Dreck, den die Gesellschaft hinterlässt, zu beseitigen. Ob diese Strategie den Frauen das gewünschte Empowerment und der Natur die Rettung bringt, darf bezweifelt werden.

► **Christine Parsdorfer** ist Mitarbeiterin des **iz3w**.



Foto: U. Rzedkowski

Greening Gender

Ökologischer Anbau in einem nicaraguanischen Landfrauenkomitee

von **Dörte Segebart**

Lange Zeit wurde die Verknüpfung von Frau und Natur von feministischer Seite harsch kritisiert. Die ökofeministischen Theorien rollen die Diskussion neu auf: Sind Frauen und Männer von Umweltzerstörung gleichermaßen betroffen? Gibt es geschlechtsspezifische Ursachen für das Engagement von Frauen für den Umweltschutz? Diesen Fragen geht der folgende Beitrag anhand der Situation ehemaliger Landarbeiterinnen in Nicaragua nach.

► Die ökologische Nachhaltigkeitsdiskussion weist darauf hin, dass Frauen von Umweltzerstörungen besonders betroffen sind. Gerade im ländlichen Raum vieler Entwicklungsländer sind Frauen aufgrund der vorherrschenden geschlechtlichen Arbeitsteilung stärker als Männer auf den Zugang zu Naturressourcen angewiesen. Trinkwasser, Feuerholz sowie fruchtbare Böden, Wald und Sträucher bilden die Grundlage für die Ernährung ihrer Familien und für medizinische Zwecke. Die Verknappung dieser Umweltressourcen bedeutet für die Frauen Mehrarbeit: Sie müssen nun häufig zusätzlich Geldeinkommen erwirtschaften und längere Wege für die Beschaffung der Naturressourcen zurücklegen. Darüber hinaus haben sie bei mangelhafter Ernährung (z.B. durch einen unzureichenden

Der Ökofeminismus konstruiert Frauen als homogene Einheit

Zugang zu Wasser, schlechte Wasserqualität etc.) ihre fehl- oder mangelernährten Kinder und kranke Familienmitglieder zu versorgen. In zweierlei Hinsicht wird Frauen somit die Verantwortung für den Ausgleich von Umweltschäden zugeschoben, weshalb in diesem Zusammenhang auch von einer Feminisierung der Verantwortung (Wichterich 1993b) gesprochen wird. Die Beseitigung von Umweltschäden wird häufig in den Reproduktionsbereich und damit letztendlich in den meisten Fällen auf Frauen abgewälzt. Andererseits werden Frauen, oft aufgrund einer ideologischen Überhöhung des weiblichen Geschlechts und der ihm zugeschriebenen Sorgefunktion, als Retterinnen der Umwelt und damit als Garantinnen des Überlebens gehandelt. Anstatt also die

Verursacher der Umweltschäden zur Verantwortung zu ziehen, wird die Verantwortung für deren Bewältigung pauschal den Frauen zugeschoben.

Natürlich konstruiert?

► Der Begriff »Ökofeminismus« wurde zum ersten Mal von Françoise d'Eaubonne verwendet und gewann Anfang der 80er Jahre durch die Frauen-, Friedens- und Ökologiebewegung an Popularität (Mies/Shiva 1995: 23ff). Häufig wird in der Ökofeminismusdebatte zwischen einem essentialistischen und einem konstruktivistischen Ansatz unterschieden. Die Essentialistinnen behaupten eine enge, fast spirituelle Beziehung der Frauen zur Natur, die ihnen durch ihr biologisches Geschlecht mitgegeben sei. Die Konstruktivistinnen (z. B. Merchant 1980, King 1989) dagegen sehen die besondere Beziehung darin, dass Frauen und Natur denselben Unterdrückungsmechanismen unterworfen sind. In der BRD wurde der Ökofeminismus hauptsächlich vom »Bielefelder Ansatz« aufgegriffen. Die Bielefelder Soziologinnen wie z.B. V. Bennholdt-Thoursen oder C. von Werlhoff konstatierten eine Analogie

zwischen der Kolonisierung, Unterdrückung und Ausbeutung der Entwicklungsländer durch die westlichen Industriestaaten und der Kolonisierung sowohl der Natur als auch der Frauen.

Die Strömungen des Ökofeminismus sind sehr verschieden, so dass eine generelle Kritik an diesem Konzept zu kurz greifen würde. Einige allgemeine Kritikpunkte können jedoch benannt werden. So kritisiert z.B. Agarwal (1992) im Konzept des Ökofeminismus die Kategorisierung von Frauen als eine homogene Einheit. Sie bemängelt zurecht die fehlende Thematisierung von Unterdrückung aufgrund von Schicht oder Ethnizität.

In Agarwals Erweiterung des Ökofeminismus, dem Feminist Environmentalism, liegt der Ausgangspunkt für eine männliche und eine weibliche Beziehung zur Natur in ihren jeweils spezifischen Formen des Naturumgangs. Statt, wie die meisten Essentialistinnen, von der Kategorie sex (biologisches Geschlecht) auszugehen, ist für sie die Kategorie gender ausschlaggebend. Bei den Fragen, welches Wissen über Natur erworben wurde, wie Umweltveränderungen auf die jeweilige Person wirken und mit welchen spezifischen Strategien sie oder er ihnen begegnet, spielen Faktoren wie Arbeitsteilung, Ressourcenverfügbarkeit, politische und wirtschaftliche Macht eine entscheidende Rolle. Diese Faktoren sind abhängig von Geschlecht, sozialer Schicht und ethnischer Zugehörigkeit. Dieser Ansatz stellt nicht nur Machtstrukturen und Besitzverhältnisse infrage, sondern vor allem auch hierarchische Geschlechterverhältnisse sowie das herrschende Entwicklungsverständnis und die gängige Form der Naturaneignung.

Agrobusiness und kleinbäuerliche Landwirtschaft

► Seit dem Verfall der Kaffeepreise Mitte des letzten Jahrhunderts und der Verdoppelung des Baumwollpreises 1950/51 verwandelte sich die fruchtbare Pazifikbene Nicaraguas von der ehemaligen »Kornkammer« in eine durch Baumwoll-Monokultur geprägte Region. Die Grundnahrungsmittelproduktion Nicaraguas reduzierte sich dadurch um die Hälfte. Die Anbaufläche von Baumwolle wuchs zwischen 1950 und 1970 von 15.000 auf 257.000 ha. Es entwickelten sich große, hochtechnisierte Agrarbetriebe, die die Klein- und KleinstproduzentInnen auf weniger fruchtbare Böden verdrängten. Dadurch wurde die Agrargrenze, Frente Agrícola, weiter in den Regenwald nach Osten ausgedehnt. Die Expansion der Großbetriebe verstärkte die Nachfrage nach billigen SaisonarbeiterInnen. Der Baumwollanbau wurde unter den SandinistInnen im APP-Sektor (Area de Propiedad del Pueblo, Volkseigentum) zunächst weitergeführt, jedoch gegen Ende der 80er

Jahre, aufgrund des Rückgangs des Baumwollpreises und der staatlichen Subventionen, stark abgebaut. Nach der Wahlniederlage der SandinistInnen 1990 und der damit einhergehenden Privatisierung von staats-eigenen Landgütern kam die Baumwollproduktion völlig zum Erliegen. Die Mehrheit der SaisonarbeiterInnen waren Frauen, die im Zuge der Schließung der Betriebe arbeitslos wurden. Diese besaßen, insbesondere im ländlichen Raum, kaum ökonomische Alternativen. Auch im genossenschaftlichen Sektor sah es für Frauen nicht besser aus: Selten besaßen sie einen Eigentumstitel in den Kooperativen und häufig waren sie es, die als erste ihre Arbeit verloren. So standen besonders Frauen vor der schwierigen ökonomischen Situation, sowohl ohne Arbeit, als auch ohne Land ihr Überleben und das ihrer Familie sichern zu müssen.

Pestizid für ausländische Devisen

► Durch den intensiven Anbau von Baumwolle als Monokultur in den 50er und 60er Jahren konnten sich viele Schädlinge stark ausbreiten. Diesen versuchte man durch den Einsatz von DDT und anderen Pestiziden zu begegnen, was nicht ohne Folgen blieb: Allein im Erntejahr 1969/70 wurden 383 pestizidöse Todesfälle verzeichnet und 30.000 akute Vergiftungen wurden im Zeitraum von 1962-72 registriert. Muttermilch wies zu dieser Zeit das 45fache des Gehalts an DDT auf, der von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) als ungefährlich für die Aufnahme in Nahrung definiert wurde. Darüber hinaus wurden die im Einzugsgebiet der Flugzeuge liegenden Felder, Häuser, Brunnen und Wasserläufe kontaminiert.

Unter den SandinistInnen wurde der Baumwollanbau, wenn auch reduziert, fortgeführt. Sie versuchten jedoch, die ökonomischen, ökologischen und gesundheitlichen Kosten des Anbaus zu senken, indem sie die Einfuhr von DDT, Endrin und Dieldrin (Organochloride) 1981 verboten und von nun an weniger umwelt- und gesundheitsschädliche Pestizide anwendeten. Zusätzlich wurde versucht auf dem Gebiet der integrierten Schädlingskontrolle (Manejo Integral de Plagas = MIP) Fortschritte zu machen. Im Baumwollanbau wurde vor allem die Methode des »trap cropping«, der Anbau von Fangpflanzen, angewendet. Hierzu werden einige Baumwollpflanzen nach der Ernte stehen gelassen, auf denen sich die Schädlinge sammeln, die dann mit den weniger schädlichen Organophosphat-Pestiziden behandelt werden. Vor der Neupflanzung werden wiederum einige Fangpflanzen angebaut. Dies kann die Anwendung von Pestiziden im Baumwollanbau nicht eliminieren, jedoch wesentlich hinaus zögern und dadurch reduzieren. Trotz dieser positiven Ansätze sind die mei-

sten Böden in der Pazifikregion Nicaraguas heute kontaminiert, ausgelaugt oder von Erosion betroffen.

Empowerment durch ökologischen Landbau?

► Das Landfrauenkomitee (Comité de Mujeres Rurales, CMR), unsere Partnerorganisation während des ASA-Aufenthalts, wurde 1992 von Olga Maria Espinoza und Marina Christina Rodriguez gegründet. Beide hatten zuvor in der Frauensektion der LandarbeiterInnen-gewerkschaft (ATC) gearbeitet und kannten die Situation der Landarbeiterinnen sowohl aus eigener Erfahrung, als auch aus ihrer alltäglichen Arbeit in der Frauensektion. Als nach der Wahl der Präsidentin Violetta Chamorro 1990 die Privatisierung von Genossenschaftsbetrieben vorangetrieben wurde, verloren viele LandarbeiterInnen ihre Arbeit – vor allem Frauen. Ziel des CMR ist es, mit Hilfe einer ökologischen Agrarproduktion die ehemaligen Landarbeiterinnen wieder in die Lage zu versetzen, die Ernährung und Versorgung ihrer Familie zu sichern. Gleichzeitig sollen dadurch die durch jahrzehntelangen Baumwollanbau ausgelaugten Felder wieder fruchtbar gemacht und erhalten werden.

Die Arbeit des CMR verfolgt nicht nur das Ziel Selbstversorgung, sondern sie möchte ebenfalls zu einer größeren Eigenständigkeit der Frauen, einem »Empowerment«, beitragen. Dazu gehört als Basis die Alphabetisierung der Frauen. Indem einzelne Frauen in den Dörfern zu Lehrerinnen weitergebildet werden, die andere Frauen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten, wird hier von vornherein auf eine institutionelle Nachhaltigkeit geachtet. Darüber hinaus werden Seminare zu Themen wie Sexualität, Gesundheitsvorsorge, Familienplanung, Gewalt gegen Frauen und Frauenrechten sowie zur landwirtschaftlichen Produktion angeboten. Letztere befassen sich beispielsweise mit der Aufstellung von jährlichen Produktionsplänen, mit Techniken des ökologischen Landbaus oder der Organisation von Produktionskollektiven.

Die im CMR fest angestellten Frauen sind in nationalen Frauennetzwerken organisiert, vermitteln Informationen der nicaraguanschen Frauenbewegung an die organisierten Frauen weiter und organisieren gemeinsame Seminare mit anderen Frauenprojekten, in denen die Landfrauen direkt untereinander ihre Erfahrungen austauschen können. Zu vielen Themen werden Seminarunterlagen in Form von kleinen Broschüren erarbeitet. Das CMR unterstützt die Frauen jedoch auch materiell: Da die ehemaligen Landarbeiterinnen in den meisten Fällen weder über eigenes Land verfügten, noch über finanzielle Mittel, stellte das CMR ihnen zu Beginn des Projektes die wichtigsten Produktionsmittel für die

Agrarproduktion (Land, Saatgut, Arbeitsgeräte) bereit. Ackerland wurde für das gesamte Kollektiv gepachtet. Bereits im zweiten Jahr wandte das CMR sich vom Konzept der Schenkungen ab und etablierte ein Kleinkreditprogramm.

Das Landfrauenkomitee legte dabei anfangs weder Wert auf eine angepasste Verwendung der landwirtschaftlichen Produktionsmittel, noch auf die Rentabilität der Produktion. Ob die ehemaligen Landarbeiterinnen fähig sein würden, die bereitgestellten Mittel zurückzuzahlen oder ob ihre Wirtschaftsweise einen tatsächlichen Beitrag zur Selbstversorgung leistete, wurde nicht wirklich hinterfragt. Dies führte zu einer unrentablen Produktion und einer starken Abhängigkeit der ehemaligen Landarbeiterinnen von Zuwendungen des CMR. Zu diesem Zeitpunkt war es dem CMR noch nicht möglich, die Frauen durch Seminare zu den entsprechenden Themenbereichen oder durch einen professionellen Beratungsdienst zu unterstützen.

Frauen im ökologischen Landbau ...

► Das CMR sieht eine besondere Beziehung zwischen Frauen und Ökologie bzw. einer umweltzerstörenden Wirtschaftsweise und arbeitet daher explizit mit Frauen. Dabei ist ihr theoretischer Ausgangspunkt eher dem konstruktivistischen Ökofeminismus zuzuordnen: Sie gehen nicht von einer besonderen spirituellen Beziehung der Frauen zur Natur aus, sondern von der konkreten Betroffenheit der Frauen von den beschriebenen sozialen, ökonomischen und ökologischen Auswirkungen des Baumwollanbaus.

Der ökologische Landbau erschien dem Landfrauenkomitee als geeigneter Motor, um eine ökologisch, ökonomisch und sozial nachhaltige Wirtschaftsweise zu initiieren. Der ökologische Landbau bot ihrer Meinung nach den Vorteil, dass die Frauen keine finanziellen Inputs für chemische Düngemittel und Pflanzenschutzmittel benötigen und sie daher auch keine langen Wege

bis zu den Märkten zurückzulegen brauchen, um diese Produktionsmittel zu erstehen. Die notwendigen Inputs können die Frauen vor Ort selbst herstellen. Die Ressource, die sie dafür benötigen, ist – neben den entsprechenden Pflanzen – in erster Linie die menschliche Arbeitskraft, die jedoch nach Schätzungen des Landfrauenkomitees auf dem Land ausreichend vorhanden ist. Die Frauen verbessern die Qualität des Bodens und ihre eigene finanzielle Situation. Sie erlangen durch das eigene Einkommen Unabhängigkeit und damit ein höheres Selbstwertgefühl. Nach dieser Logik trägt der ökologische Landbau zum Empowerment der ehemaligen Landarbeiterinnen bei.

Empowerment von Frauen ist nicht unbedingt ökologisch

... eine besondere Beziehung?

► Wird nun Frauen eine besondere Affinität zu ökologischen Wirtschaftsweisen unterstellt, dann wird sich dabei entweder auf ein bestimmtes Potential, das Frauen mitbringen, bezogen, beispielsweise auf ein spezifisches Wissen über die Wirkungen einiger Pflanzen, oder auf ihre besondere Betroffenheit von Umweltzerstörungen, die ihre Motivation und ihr persönliches Engagement steigert. Im Falle des Landfrauenkomitees konnte jedoch nicht festgestellt werden, dass die Frauen über traditionelles ökologisches Wissen verfügen – dieses ist ihnen möglicherweise während der jahrzehntelangen Arbeit als Landarbeiterinnen abhanden gekommen. Das Komitee musste daher sowohl landwirtschaftliche Kenntnisse und Techniken des ökologischen Landbaus vermitteln, als auch generell für den ökologischen Landbau sensibilisieren, dem zunächst – v.a. auch von Seiten der Ehepartner – großes Misstrauen entgegengebracht wurde. Einige Frauen konnten mit dem Argument, dass der ökologische Landbau zur ihrer eigenen Gesundheit und zur Gesundheit ihrer Kinder beiträgt, sehr schnell als dessen Verfechterinnen gewonnen werden. Der versprochene ökonomische Nutzen stand dabei eher im Hintergrund. Für andere Frauen, die Hauptnährerinnen ihrer Familien waren, schien der ökologische Landbau eine ökonomisch sinnvolle, wenn nicht gar die einzige Alternative darzustellen. Ihre soziale Geschlechterrolle war daher ein wichtiger Aspekt für die Akzeptanz des ökologischen Landbaus.

Die anfänglichen Schenkungen des CMR, seine nicht sehr konsequente Kreditpolitik sowie eine fehlende Vermarktungsstrategie führten dazu, dass die Wirtschaftsweise der ehemaligen Landarbeiterinnen – zumindest bis 1996 – nicht rentabel war. In den Jahren von 92 – 96 waren sie fast ausschließlich auf die Unterstützung durch das Landfrauenkomitee angewiesen. Die ehemaligen Landarbeiterinnen konnten durch ihre Organisation im Komitee entscheidend zum Haus-

haltseinkommen beitragen – von einer ökonomischen Eigenständigkeit kann m. E. in diesem Fall jedoch noch nicht gesprochen werden. Dennoch gewannen die ehemaligen Landarbeiterinnen nach eigenen Aussagen durch die Bildungsarbeit des CMR stark an Selbstvertrauen.

Durch Interviews und Gespräche mit den Landfrauen erfuhren wir, dass die im Landfrauenkomitee organisierten Frauen in der Regel nicht über traditionelles Wissen in den Bereichen Landwirtschaft und Medizin verfügen. Ihre geschlechtsspezifische Motivation, ökologischen Landbau zu betreiben, resultiert aus dem Zusammenwirken ihrer spezifischen ökonomischen, sozialen und ökologischen Situation, aus ihrer Geschichte sowie den regionalen Verhältnissen. Die oben beschriebene Wirkungskette, die durch die Arbeit des Landfrauenkomitees einsetzen sollte, konnte bisher nicht realisiert werden. Trotzdem hat die Arbeit des Komitees ein Empowerment der Frauen zur Folge.

Solche Erfahrungen zeigen m.E., dass es sich bei der Beziehung zwischen Frauen einerseits und Ökologie, Umwelt oder Natur andererseits nicht um ein biologisches, natürliches Verhältnis handelt. Es ist vielmehr geprägt durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, in die Frauen noch immer stark eingebunden sind, und die gesellschaftliche und ökonomische Stellung der Frauen. Das Thema »Frauen und Ökologie« verliert mit dieser Einsicht jedoch nicht an Bedeutung. Allerdings gibt sie Anlass, künftig weniger von »Frauen und Ökologie« zu sprechen, sondern vielmehr von »Gender und Ökologie«. Diesem Thema sollte auch in Zukunft eine wachsende Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die Umweltzerstörung schreitet noch immer stetig voran und die Verantwortung wird zunehmend auf die Haushaltsebene verlagert: Dort wird Gender wohl noch eine ganze Weile Thema bleiben.

► **Dörte Segebart** ist Dipl.-Geographin und war Teilnehmerin an einem ASA-Projekt.



Verantwortlich für Umweltschäden?

Foto: E. R. v. Buettner



Foto: J. Weimar

Geschlechtsblinde Entschädigungen Zwangsumsiedlungen in Bangladesch

Murium ist ungefähr 38 Jahre alt und hat ihren Mann verloren, als ihre vier Kinder noch klein waren. Murium und ihr Mann lebten als Landlose. Der älteste Sohn hat es geschafft, ein kleines Stück Land zu kaufen, auf dem die ganze Familie lebte. Als er vor drei Jahren enteignet wurde, bekam er eine Ausweiskarte und finanzielle Kompensation. Murium ist während der Erfassung der Betroffenen nicht als eigener Haushalt registriert worden, obwohl sie dies faktisch ist. Demnach war sie nicht berechtigt, Kompensationsleistungen zu erhalten.

Murium lebt auch heute wieder auf einem Grundstück ihres Sohnes. Sie arbeitet auf anderen Höfen und hilft dort bei der Ernte-Aufbereitung – ein typischer Erwerbszweig für Frauen im ländlichen Bangladesch. Auch in dem neuen Dorf kann Murium Arbeit finden, jedoch viel weniger. Der neue Siedlungsplatz ist kleiner und von schlechter Qualität, so dass Muriums Bemühungen, Gemüse anzubauen, nur wenig Ertrag bringen. Damit ist ihr Einkommen heute deutlich geringer als vor der Umsiedlung. Früher konnte sie durch den Verkauf von Früchten und Gemüse Einkommen erwirtschaften, heute muss sie sämtliche Grundnahrungsmittel käuflich erwerben. Durch einen hohen Kredit bei der Grameen-Bank versuchte sie, die entstandenen Engpässe auszugleichen. Den Kredit konnte Murium jedoch nicht produktiv nutzen, sondern beglich damit angefallene Forderungen.

von **Jutta Weimar**

Nach einer Schätzung der Weltbank wurden in den 90er Jahren jährlich weltweit ca. 10 Mio Menschen auf Grund von infrastrukturellen Großprojekten umgesiedelt – mehr als durch Krieg und Naturkatastrophen ihr Land verlassen müssen. Als Folge dieser im großen Maßstab durchgeführten Umsiedlungen werden bestehende Produktionssysteme zerstört und soziale Netzwerke auseinander gerissen, was vielerorts zu Entwurzelung und Verarmung der Menschen führt.

► Als ein prestigeträchtiges Großprojekt war der Bau der Jamuna-Brücke (s. Kasten) schon seit vielen Jahren ein prioritäres Vorhaben für die wechselnden Regierungen in Bangladesch. Vor allem für die Dammbauten mussten insgesamt ca. 100.000 Menschen zwangsumgesiedelt werden. Das unter Berücksichtigung der Weltbankkriterien entworfene Zwangsumsiedlungsprogramm unterscheidet sich grundlegend von den bisher verfolgten Ansätzen in Bangladesch. Gab es bei früheren Zwangsumsiedlungen entweder keine Entschädigung oder nur eine Kompensation auf Grundlage von Landeigentum, sollen – zumindest laut Programm – im Fall der Jamuna-Brücke auch indirekt Betroffene (also z.B. Personen, die kein Land, aber ihre Arbeit verloren haben) entschädigt und soziale Folgekosten aufgefangen werden. So gab es im Vorfeld mehrere Surveys nationaler NGOs, um die zu entschädigenden Personen ausfindig zu machen. Der Aufbau partizipativer Strukturen sollte es den Betrof-

fenen ermöglichen, angepasste Rehabilitationsmaßnahmen zu identifizieren und zu nutzen. Wie wenig die Realität, vor allem was die Einbeziehung von Frauen angeht, dem Programm entsprach, soll im Folgenden dargestellt werden.

Zwangsumsiedlung scheint zunächst ein geschlechtsneutraler Vorgang zu sein. Da aber die Machtverteilung (wie z.B. Zugang und Kontrolle über Ressourcen, ungleiche Arbeitsteilung etc.) innerhalb von Gesellschaften vor allem anhand der Kategorie »Geschlecht« organisiert ist, sind die Folgen für Männer und Frauen nur teilweise vergleichbar. Bei der Projektplanung und -durchführung werden – wenn überhaupt – nur die Auswirkungen für Männer bedacht, Frauen hingegen werden systematisch nicht als eigene Zielgruppe von Entschädigungsleistungen angesehen. Die Kategorie »Haushalt« ist trotz langjähriger Kritik immer noch maßgebend bei der Ermittlung und Vergabe von Entschädigungen. Der Haushalt als

kleinste Einheit verschleiert jedoch die geschlechtsspezifische Macht- und Ressourcenverteilung innerhalb von Familien.

In einer patriarchal geprägten Gesellschaft wie Bangladesch wird dies durch bestehende soziale, religiöse und gesellschaftliche Normen verstärkt, die Frauen einen untergeordneten Stellenwert zuweisen und ihre Präsenz aus dem öffentlichen Leben größtenteils ausschließen. Frauen und Männer leben an verschiedenen sozialen Orten und verfügen über einen sehr unterschiedlichen Grad an Mobilität. Frauen besitzen meist kein eigenes Land und leben in äußerst unsicheren ökonomischen Verhältnissen.

Land für die Brücke

► Die durch die großflächigen Landenteignungen im Rahmen der umfangreichen Dammbauten enorm verschärfte Landknappheit ließ die Bodenpreise in der Region um die Jamuna-Brücke um ein Mehrfaches steigen.¹ Entschädigungsleistungen für die zwangsumgesiedelten Kleinbauern wurden nicht an diese hohen Preise angepasst; so können nur die wenigsten der Enteigneten neues Agrar- und Siedlungsland kaufen. Auf Grund der geringeren landwirtschaftlichen Nutzfläche entstanden Engpässe in der Nahrungsmittelversorgung, bei Brennmitteln und Viehfutter. Viele der Produkte, die früher selbst erwirtschaftet wurden, müssen nun auf dem Markt gekauft werden. Gleichzeitig entfielen Arbeitsmöglichkeiten in der Landwirtschaft. Der daraus entstandene finanzielle Mehrbedarf konnte oftmals nicht aufgefangen werden, da neu entstandene Einkommensquellen (wie Arbeit auf der Baustelle) nur für wenige zugänglich und zeitlich befristet sind. In den nach der Umsiedlung oftmals kleineren Hausgärten verringert sich der eigene Anbau von Obst und Gemüse sowie die Nutztierhaltung. Als mehr oder weniger einzige Einkommensquelle für Frauen spielt der Ertrag aus den Hausgärten allerdings eine entscheidende

Rolle für deren sozio-ökonomischen Status innerhalb der Familie.

Frauen sind durch den Mangel an Nahrungsmitteln direkter betroffen, weil sie in Bangladesch als Letzte in der Familie essen. Da Frauen das Gehöft nur sehr selten verlassen und damit häuslichen Konflikten direkter ausgesetzt sind, leiden sie unter beengten Siedlungsplätzen.

Ein Haushalt ohne Mann zählt nicht

► Frauengeführte Haushalte sind ökonomisch und sozial besonders verwundbar und daher von den geschilderten Konsequenzen der Zwangsumsiedlung verschärft betroffen. Rechtstitel werden in der Regel nur an Landbesitzer und männliche Haushaltsvorstände vergeben. Damit werden frauengeführte Haushalte bei der Bestandsaufnahme der zu entschädigenden Gruppen systematisch marginalisiert. In Krisensituationen erhöht sich zudem die Zahl der Haushalte ohne männlichen Vorstand, da traditionelle Familienverbände zerbrechen, bzw. Männer ihre Familien verlassen (Shamin 1995 / Paul 1992 / Khan 1993).

Viele Frauen haben nach der Zwangsumsiedlung hohe Schulden bei der Grameen-Bank (Dorf-Bank). Die Grameen Bank vergibt Kleinkredite vorwiegend an Frauen und verfolgt eine Strategie der Armutsbekämpfung durch »self-employment«. Die meisten dieser Kredite, die von zwangsumgesiedelten Frauen im Fall der Jamuna-Brücke genommen wurden, sind sehr hoch (bis 20.000 Taka ²) und werden nicht produktiv für einkommensschaffende Maßnahmen genutzt, wie ursprünglich von der Bank vorgesehen. Die Kredite werden meist in den Bau eines neuen Hauses investiert, der durch die Umsiedlung notwendig wurde. Auch wenn viele dieser Kredite oft von Männern genutzt werden, tragen die Frauen als Kreditnehmerinnen das Risiko und müssen die Gefahr von Bestrafun-

gen im Falle einer fehlenden Rückzahlung in Kauf nehmen, ohne dass sie direkt einen Gewinn erzielen können.

Einige Bevölkerungsgruppen (vor allem Männer) können jedoch auch von der neuen Situation profitieren. So können beispielsweise Händler, die auch vor der Zwangsumsiedlung kaum über eigenes Land, aber über das nötige Know-how verfügten, durch den Anstieg der Handelsaktivitäten in der Region ihre Lebenssituation verbessern. Durch das Projekt unterstützt haben einige Landlose eigenes Siedlungsland kaufen können. Und natürlich profitieren diejenigen, die für die bisher langwierige Flussüberquerung nun die Brücke benutzen können.

Ob und wie die zwangsumgesiedelten Menschen adäquate Lebensumstände finden oder zumindest den Lebensstandard entsprechend der Zeit vor der Umsiedlung wieder herstellen können, bleibt mehr als fraglich. Frauen werden jedoch in besonderem Maß in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt und müssen einseitig die Kosten der Modernisierung tragen. Der »trickle-down«-Ansatz, d.h. die Überzeugung, dass den enteigneten Männern und Frauen eine generelle ökonomische Aufwertung der Region durch die Brücke zu Gute kommen wird, scheint die Praxis der Entschädigungsleistungen zu prägen.

Anmerkungen:

- ¹ Die Region liegt mit 910 EW/km² noch über dem schon hohen Landesdurchschnitt.
- ² entsprach 1996 etwa 715 DM, was deutlich über dem durchschnittlichen Jahreseinkommen einer einfachen Bauernfamilie in der Region liegt.

► **Jutta Weimar** ist Diplom-Geographin und arbeitet u.a. für die aus ehemaligen ASA-TeilnehmerInnen bestehende entwicklungs-politische Consulting-Agentur ask!.

Die Jamuna-Brücke

► *Der Jamuna ist der größte und unbeständigste Strom Bangladeschs, er verschiebt sein Flussbett jedes Jahr um bis zu 200 m nach Westen und wird während der Monsunzeit bis zu 20 km breit. Der Jamuna fließt in Nord-Südrichtung und teilt das Land durch seine beachtliche Breite in zwei Teile; der Güter- und Personenverkehr zwischen Ost und West erfolgt bislang durch Fähren. Das Schwemmlandgebiet in Bangladesch ist ein extrem von Veränderungen geprägter Lebensraum. Jedes Jahr während des Monsuns werden große Teile des Landes überschwemmt und liegen meh-*

rere Wochen unter Wasser. Durch die hohe Fließgeschwindigkeit und die enorme Sedimentfracht des Flusses während der Flut unterliegt das Gebiet einer ständigen Folge von Erosion und Akkumulation. Während der Trockenzeit, wenn der Jamuna wenig Wasser führt und mit Sandbänken durchzogen ist, ist die Überquerung des Flusses riskant und sehr zeitaufwendig. Besonders der Nordosten des Landes ist daher bislang schwer erreichbar und ökonomisch benachteiligt. Durch die 1998 fertiggestellte Jamuna-Brücke ist eine Verbindung der beiden Landesteile entstanden.

Der Bau der Brücke wurde finanziert und unterstützt durch die Weltbank, die Asean Development Bank und den Overseas Economic Cooperation Fund. Um die Wandertendenz des Jamuna im Gebiet der Brücke zu verhindern, wurden mehr als die Hälfte der Finanzmittel für Dämme benötigt. Für die gesamten Baumaßnahmen wurden nach offiziellen Angaben 2.348 ha Land benötigt. Die Gesamtkosten des Großprojekts werden auf mehr als 700 Mio US \$ geschätzt, der Großteil (600 Mio US\$) davon sind Kredite.



Engendering Engineers!

Wasserwirtschaftsprojekte in Tansania und Ghana

von **Benedikt Korf**

Zur dörflichen Wasserwirtschaft in weiten Teilen Afrikas zählt neben der Beschaffung von Trinkwasser und der Bewässerung auch das Mahlen in wassergetriebenen Mühlen. Traditionell werden diese Versorgungsbereiche Frauen zugewiesen. In der Planung dieser Projekte werden sie hingegen oft nicht berücksichtigt, obwohl partizipative Ansätze ihre Rolle im Entwicklungsprozess stärken könnten.

► Partizipative Projektansätze können ihrem Anspruch nur dann gerecht werden, wenn sie Frauen in die Projektplanung integrieren.¹ Eine geschlechterdifferenzierende Vorgehensweise als Querschnittsaufgabe für alle Projektbereiche hat sich bislang allenfalls in der Rhetorik der Projektanträge und -berichte bemerkbar gemacht. In der konkreten Arbeit 'vor Ort' ist eine 'Genderifizierung' der Projekte weit weniger fortgeschritten. Gerade im Bereich der Wasserwirtschaft sind hier in der Praxis noch immer Defizite erkennbar. Dies ist um so erstaunlicher, als Frauen in vielen afrikanischen Gesellschaften in der traditionellen Arbeitsteilung für die Ressource Wasser Verantwortung tragen.

Bei der Begründung für die Beteiligung von Frauen in der Projektarbeit wurde von verschiedenen Seiten (u.a. World Bank 1994; Briscoe & De Ferranti 1988) darauf verwiesen, dass gerade dann bessere Ergebnisse in der Nachhaltigkeit von Projekten erzielt werden konnten, wenn Frauen einbezogen wurden. Ob diese Maßnahmen zu einer Verbesserung ihrer Lebenssituation beitragen, bleibt hingegen oftmals unreflektiert. Ochser (1998) weist explizit auf die Gefahr hin, »dass das, was Entwicklung von Frauen braucht, dem übergeordnet [wird], was Frauen von Entwicklung brauchen.« In vielen Fällen führt die Instrumentalisierung von Frauen als unbezahlte Arbeitskräfte zu einer Erhöhung ihrer bereits hohen Arbeitsbelastung, ohne ihnen konkrete Handlungsmacht zu übertragen.

Cornwall (1992) weist im Rückgriff auf theoretische Überlegungen der feministischen Anthropologie außerdem auf die Notwendigkeit einer Differenzierung des Begriffs 'Gender' hin. Einfache Kategorien von 'Männern' und 'Frauen' werden der Komplexität der Zielgruppen nicht gerecht. So können einzelne Frauen machtvolle Positionen innerhalb einer Dorfgemeinschaft innehaben wie sich auch einzelne Männer in einer extrem benachteiligten Position befinden können. Die vielfach postulierte These von der Homogenität traditioneller dörflicher Gesellschaften verzerrt tatsächliche Machtstrukturen – auch innerhalb der Geschlechter – und kann die Partizipation benachteiligter Gruppen behindern.

Es ist fiktiv anzunehmen, dass alle Mitglieder einer Gemeinschaft in gleichem Maße an Entscheidungsprozessen partizipieren. Die individuelle Befähigung zur Teilnahme an wichtigen gesellschaftlichen Entscheidungen ist vielmehr abhängig von der jeweiligen wirtschaftlichen und sozialen Stellung des Individuums. Nicht-Beteiligung von Individuen an Gemeinschaftsaktivitäten oder Projekten kann vereinfachend mit dem rationalen Entscheidungsmodell des homo oeconomicus erklärt werden.² Aus dem Blickwinkel einer Dorfbewohnerin oder eines Dorfbewohners betrachtet, erscheint Partizipation nur dann sinnvoll, wenn der Nutzen aus einer Beteiligung höher bewertet wird als der entstehende

Aufwand – die so genannten Opportunitätskosten. Anders ausgedrückt werden Individuen nach der Logik dieses Modells nur dann kooperatives Verhalten in Aktivitäten zeigen, wenn ihnen nicht-kooperatives Verhalten ineffizient erscheint (Vgl. Eyben & Ladbury 1995).

Bei partizipativen Planungsprozessen, die Frauen explizit einbeziehen wollen, spielt der Zeitfaktor eine wichtige Rolle. Partizipation erfordert einen Zeitaufwand, den sich insbesondere marginalisierte Frauen auf Grund ihrer hohen Arbeitsbelastung oft nicht leisten können oder wollen. Die Opportunitätskosten übersteigen dann den Nutzen, den sich die Frau aus einer Teilnahme an Programmen oder partizipativen Prozessen verspricht. Da die Interessen von Männern und Frauen in der Regel verschieden sind, werden Frauen vornehmlich dann partizipieren, wenn sie in die Diskussions- und Entscheidungsprozesse auf Dorfebene einbezogen werden.

Partizipation erfordert Zeitaufwand, den sich marginalisierte Frauen oft nicht leisten können

In Entwicklungsprojekten konkurrieren oftmals verschiedene Gruppen um die Aneignung der durch ein Projekt bereitgestellten Ressourcen (Bierschenk 1988). Die unterschiedlichen Interessen und Erwartungen der beteiligten Akteurinnen und Akteure – aus der lokalen Bevölkerung, Projektträgern und Geberorganisationen – müssen deshalb in der Projektplanung erkannt, beachtet und zu einem Ausgleich geführt werden. Ohne eine genaue Reflexion möglicher Konflikte zwischen und innerhalb der einzelnen Gruppen kann sich ein kontraproduktiver Prozess in Gang setzen, in dem diejenigen 'disempowered' werden, die eigentlich gefördert werden sollten (Guijt 1994). In patriarchalen Gesellschaften droht Widerstand von der männlichen Elite, die bei einer gezielten Förderung von Frauen ihre – geschlechtsspezifisch be-



gründeten – Vorrechte eingeengt sieht. Diese Rückzugsgefechte werden sowohl auf lokaler als auch auf der Ebene der Projektträger ausgetragen.

Mühlenmythos

► Wassermühlenprojekte sind in der Vergangenheit oft als frauenspezifische oder zumindest 'frauenfreundliche' Projekte in Afrika angesehen worden. Mühlen sollen zu einer Verringerung der hohen Arbeitsbelastung von Frauen beitragen, die – so haben Arbeitszeitstudien für viele Regionen des Kontinents ergeben – in der Regel längere Arbeitszeiten am Tag als Männer haben. Traditionell sind in vielen afrikanischen Ländern fast ausschließlich Frauen für die reproduktiven Tätigkeiten im Haushalt zuständig: Dazu gehören die Beschaffung von Wasser und Brennholz, die Weiterverarbeitung und Zubereitung von Grundnahrungsmitteln (Mahlen von Getreide, Kochen) und die Versorgung der Kinder und Alten. Die ökologische Degradierung hat in der Vergangenheit in vielen Gegenden die Arbeitslast der Frauen sogar noch erhöht, da Brennholz und Wasser zunehmend knapp werden.

Mühlen können den körperlichen und zeitlichen Aufwand für die Zubereitung der Nahrungsmittel erheblich reduzieren und damit Frauen bei der reproduktiven Tätigkeit entlasten. Sie bedienen damit 'practical gender needs', die an den alltäglichen Problemen ansetzen, weit weniger jedoch 'strategic gender needs', die genderspezifische Rollenzuteilung und Machtverhältnisse betreffen.³ Muss man deshalb von einem 'Mühlenmythos' sprechen, wie Bruchhaus (1992) dies in einer Analyse von Mühlenprojekten im Sahel getan hat, um vor einer Überbewertung des Nutzens von Mühlen für Frauen zu warnen?

Die folgende Fallstudie eines kirchlichen Projektes in der Diözese Mbinga im Südwesten Tansanias soll die Potentiale und Grenzen aufzeigen, die sich aus dem Bau von Wassermühlen für die Verbesserung der Lebenssituation von Frauen und das Initiieren von Selbsthilfeprozessen ergeben, was in der Projektplanung explizit angestrebt wurde.⁴

Die grundlegende Idee zu diesem Programm entstand Ende der achtziger Jahre, als Dieseltreibstoff in vielen Regionen Tansanias knapp wurde. Die neu gebauten Wassermühlen standen in direkter Konkurrenz zu privatwirtschaftlich betriebenen Dieselmühlen in den Dörfern. Im Vergleich zu Dieselmühlen haben Wassermühlen den Vorteil, dass sie keine Treibstoffe benötigen. Dem steht gegenüber, dass sie an bestimmte naturräumliche Standorte mit ausreichender Fallhöhe und Wassermenge gebunden sind. Dies kann dazu führen, dass Wassermühlen, wie in Mbinga der Fall, außerhalb der Dörfer gebaut werden müssen. Frauen, die ihren Mais mahlen wollen, können sich nun zwischen den Dienstleistungen der Diesel- oder der Wassermühle entscheiden. Auf Grund der günstigeren Betriebskosten und der finanziellen Unterstützung durch eine NGO beim Bau der Anlagen konnten die Preise an den Wassermühlen deutlich unter denen der Dieselmühlen gehalten werden. Andererseits liegen die Mühlen im Gegensatz zu den dieselbetriebenen Anlagen in den drei untersuchten Fällen außerhalb der Siedlungen.

Eine Kundin steht nun vor der Entscheidung zwischen zusätzlichem Zeitaufwand (für die Wassermühle) und zusätzlichen Kosten (für die Dieselmühlen). Die Wassermühlen entlasteten also die Frauen von Ausgaben, belasteten sie aber mit mehr Arbeit. Für Haushalte mit niedrigem Einkommensniveau war dies ein attraktives Angebot, für relativ wohlhabende Familien jedoch weit weniger.

Der unterschiedliche Erfolg der Wassermühlen an den einzelnen Standorten verdeutlicht nicht nur die Notwendigkeit einer situationsspezifischen, sozio-ökonomischen und gender-sensitiven Analyse, sondern auch die Wichtigkeit der Beteiligung der Zielgruppen – und dies sind bei Wassermühlen die potentiellen Kundinnen – an den Planungsprozessen. Genau dies scheint in Mbinga nicht in ausreichendem Maße der Fall gewesen zu sein. Aus den Planungsunterlagen ist nicht erkennbar, dass Frauen explizit in die Entscheidungsfindung einbezogen oder zumindest konsultiert worden wären. Auf Dorfversammlungen dominieren im Allgemeinen die Männer den Diskussions- und Entscheidungsprozess. Hinzu kommt, dass die Selbsthilfearbeiten – der Bau des Mühlenhauses und die Erdbauarbeiten – von den Männern durchgeführt wurden, so dass sich ein ownership-Gefühl am ehesten bei ihnen eingestellt hat. Wenn die Männer die Arbeit geleistet haben, scheint es ihnen verständlich, dass ihnen auch die Verwaltung dieser strategischen Ressource zukommt. In diesem Zusammenhang ist es schwierig, die Notwendigkeit der Einbeziehung von Frauen in die Verwaltung der Mühlen argumentativ zu untermauern.

Die Wahl von Frauen in Mühlenkomitees sollte deren Beteiligung an Entscheidungen sicherstellen. Hier bestand aber die Gefahr, dass strategisch wichtige Positionen von Männern besetzt werden, so dass dann wirkliche Einflussmöglichkeiten für weibliche Komiteemitglieder kaum gegeben waren. Aus persönlichen Beobachtungen einer Sitzung des Mühlenkomitees in Lihwihi konnte ich jedoch den Eindruck gewinnen, dass die weiblichen Komiteemitglieder als Diskussionspartnerinnen akzeptiert und ernst genommen wurden. Dieser Fall zeigt, dass die Beteiligung von Frauen in Komitees über eine rein kos-

metische Verschleierung der wahren Machtverhältnisse hinausgehen kann, wenn diese den Frauen ein öffentliches Forum bieten.

In Lihwihi konnte sich das erfolgreich agierende Komitee innerhalb der Dorfpolitik eine einflussreiche Position sichern. Insbesondere entscheidet das Mühlenkomitee auch über die Verwendung der Einnahmen aus dem Mühlenbetrieb, die für dörfliche Entwicklungsvorhaben zur Verfügung stehen. Vergegenwärtigt man sich, dass die offiziellen dörflichen Verwaltungsstrukturen unter chronischem Finanzmangel leiden, wird die strategische Position des Komitees noch deutlicher. In diesem Zusammenhang ist es für Frauen besonders interessant, über ihre Aufgaben und Positionen im Mühlenkomitee Einfluss auf dorfpolitische Entscheidungen zu gewinnen, der ihnen bislang vorenthalten wurde.

Brunnen ohne Wasser

► Neben Mühlen spielen Dorfbrunnen eine wichtige Rolle im Bereich der 'practical gender needs'. Sie entlasten Frauen bei der mühsamen Beschaffung von Wasser und tragen außerdem bei richtiger Unterhaltung zur Verbesserung der Hygiene und Gesundheit bei. Das folgende Fallbeispiel aus Ghana beschäftigt sich deshalb mit Fragen einer nachhaltigen Trinkwasserversorgung in den beiden Dörfern Kwatire und Adantia, die im unmittelbaren Einzugsbereich der Regionalhauptstadt Sunyani in der Region Brong Ahafo im Westen Ghanas liegen.⁵

In den beiden untersuchten Dörfern musste die lokale Bevölkerung lange Zeit ihr Trinkwasser aus so genannten traditionellen Wasserquellen schöpfen. Dies sind Bäche, Tümpel oder Quellen mit oft schlechter Wasserqualität und über den Jahresverlauf stark schwankender Wasserführung, so dass es gegen Ende der Trockenzeit zu Wasserengpässen kommen kann. Erst Anfang der neunziger Jahre wurden durch eine amerikanische NRO sukzessive mehrere Bohrbrunnen mit Handpumpen in den beiden Dörfern errichtet. Diese Brunnen sollten von den Dorfbewohner/innen in Eigenverantwortung betrieben werden. In den letzten Jahren kam es jedoch immer wieder zum Ausfall der Handpumpen auf Grund mangelhafter Wartung und schlechter Qualität der installierten Anlagen. Die Dörfer blieben dabei auf die technische und zum Teil auch finanzielle Unterstützung von außen angewiesen, sei es der Distriktverwaltung oder der NRO.

Haushaltsbefragungen ergaben hinsichtlich der Nutzung der Dorfbrunnen unterschiedliche Ergebnisse. Dies ist darauf zurückzuführen, dass in Kwatire das Wasser am Brunnen unentgeltlich verfügbar ist, während in Adantia für jeden Eimer Wasser eine Gebühr zu entrichten ist, um Reparaturkosten finanzieren zu können. Diese Ausgaben

für Trinkwasser können für die Haushalte eine nicht zu unterschätzende finanzielle Belastung bedeuten. Schätzungen ergaben, dass manche Haushalte bis zu einem Viertel ihres Einkommens für Wasser ausgeben müssen. Hinzu kommt, dass in Ghana – wie in vielen anderen Regionen in Westafrika – Eheleute keine Gütergemeinschaft bilden, sondern getrennte Kassen führen. Finanzielle Rechte und Pflichten werden in Eheverträgen geregelt (Kasman 1995). Da Frauen in der traditionellen Rollenverteilung für die Wasserbeschaffung zuständig sind, stellt sich die Frage, aus welchem Haushaltsbudget diese Mehrkosten für den Dorfbrunnen aufgebracht werden, insbesondere, ob diese finanzielle Mehrbelastung etwa von den Frauen selbst aufgebracht werden muss.

Um Geld zu sparen, nutzen viele Frauen in Adantia die Dorfbrunnen nur in der Trockenzeit, wenn die traditionelle Wasserquelle trocken fällt. In der Regenzeit hingegen ist die Kundinnenzahl an den Brunnen in Adantia sehr niedrig, da die meisten Frauen dann auf das Bachwasser zurückgreifen. In Kwatire hingegen wird der Brunnen ganzjährig gleichermaßen genutzt. In Zeiten, wenn die Bohrbrunnen außer Betrieb sind und die traditionellen Wasserquellen trocken fallen, sind die Frauen in beiden Dörfern gezwungen, weite Entfernungen zurückzulegen und hohe Preise zu bezahlen, um das Wasser für den täglichen Haushaltsbedarf zu beschaffen. In dieser Situation kann die Wasserbeschaffung den größten Teil ihrer täglichen Arbeitskraft ausmachen.

Veruntreuung von Finanzmitteln – wie in beiden untersuchten Dörfern der Fall – führt oft zu langen Ausfallzeiten, da viele Haushalte dann nicht zu erneuten finanziellen Beiträgen für die Reparatur der Dorfbrunnen bereit sind. Um dies zu vermeiden, ist ein transparentes System im Umgang mit Finanzmitteln durch Wasserkomitees notwendig. In vielen Fällen wird Frauen dabei mehr Vertrauen in der Verwaltung ihnen übertragener Gelder entgegengebracht als Männern.

Gender in der 'Area of Struggle'

► Wie aber können Frauen stärker bei der Planung und Verwaltung eines Dorfbrunnens berücksichtigt werden? Vergegenwärtigt man sich die zentrale Rolle des Chiefs und seiner Dorfältesten in der Lokalpolitik ghanaischer Dörfer, kann die Bildung eines neuen Komitees leicht zu Rivalitäten und Animositäten führen. Ähnlich wie bei den Mühlenkomitees in Mbinga stellt sich auch hier die Frage, inwieweit in einer solchen Situation Frauen als Mitglieder eines Brunnenkomitees Handlungsmacht erlangen können, solange die formellen und informellen Machtnetzwerke von Männern dominiert werden.

Woran scheitert die Umsetzung theoretischer Gendermodelle in der Praxis? Wie Bier-

schenk (1988) dargestellt hat, spielen in der 'Arena of Struggle' eines Projektes handfeste Interessen eine wichtige Rolle. Machtnetzwerke, sei es auf lokaler Ebene oder in den Verwaltungen, werden von Männern dominiert, die sich den Zugang zu wichtigen Ressourcen wie Projektgeldern erhalten wollen. Gerade auf lokaler Ebene erfordert das Ausbalancieren dieser Interessen diplomatisches Geschick, wenn marginalisierte Gruppen und Frauen gestärkt werden sollen. Manchmal kann es sinnvoll sein, auch Akteure außerhalb der eigentlichen Zielgruppe partiell – also in begrenztem Maße – an Projektmaßnahmen zu beteiligen, wenn dadurch unnötige Konflikte vermieden werden, die zu einer Blockade der ganzen Arbeit führen könnten.

Bleibt das grundlegende Problem, wie man eine sensible Anwendung genderdifferenzierender, partizipativer Planungsansätze in der Bürokratie der staatlichen und nicht-staatlichen Entwicklungsagenturen verankern kann. Ein 'engendering' kann sich nicht allein auf die Vermittlung praktischer Modelle von Genderanalysen beschränken, sondern muss die praktischen Implikationen jeglichen Handelns in Bezug auf Machtfragen der 'gender struggles' thematisieren. Denn noch führt in vielen Fällen die fehlende kritische Reflexion vieler Planer(innen) zu rezeptbuchartig angewandten Methoden, mit denen der Geist des Ansatzes nicht umgesetzt wird.

Anmerkungen:

- 1 Partizipation wird oft als Investitionsmodell für ländliche Projekte verstanden, bei dem durch finanzielle Beteiligung und durch Arbeitseinsätze der Zielgruppen die Projekteffizienz gesteigert werden kann. Partizipation und soziale Mobilisierung marginalisierter Gruppen kann aber auch eigentliches Ziel der Zusammenarbeit werden. Das Empowermentmodell strebt die weitreichende Übertragung von Eigenverantwortung und Entscheidungsgewalt an die lokale Bevölkerung an.
- 2 Bliss (1997) diskutiert die Problematik der Übertragung des ökonomischen Verhaltensmodells auf afrikanische Gesellschaften. Im vorliegenden Fall erscheint das Modell m.E. sinnvoll, um vereinfachend einige Verhaltensstrategien verdeutlichen zu können.
- 3 Zur Differenzierung von practical und strategic gender needs vgl. Moser 1989
- 4 Die Fallstudie basiert auf den Erfahrungen aus einer Projekthospitation, die ich im Sommer 1996 beim Caritas Office der Diözese Mbinga durchgeführt habe. Eine ausführliche Darstellung der Zusammenhänge ist in Korf 1998a gegeben.
- 5 Die folgenden Ausführungen basieren auf einer Studie (Korf 1997), die im Rahmen des ASA-Programms für die Distriktverwaltung Sunyani in Ghana durchgeführt wurde. An dieser Stelle danke ich meiner ASA-Partnerin Simone Wilding, die mit mir Felduntersuchungen durchgeführt hat, und den Teilbericht zur Abwasser- und Abfallentsorgung verfasst hat.

► **Benedikt Korf** ist Wasserwirtschaftler und Geograph. 1997 hat er ein ASA-Projekt in Ghana mitdurchgeführt.

Literatur

- Afrika Süd Aktions-Bündnis** (1996): Die südafrikanische Frauengewerkschaft SEWA, Bonn
- Agarwal, Bina** (1992): The Gender and Environment Debate: Lessons from India. In: *Feminist Studies* 18, No. 1, S.119-158
- Agarwal, Bina** (1998) in: Klingebiel, Ruth; Randeria, Shalini: Globalisierung aus Frauensicht, Bonn
- Axeli-Knapp, Gudrun; Wetterer, Angelika** (1992) (Hg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg
- Baden, Sally; Goetz, Marie** (1998): Who needs [sex] when you can have [gender]? In: Cecile Jackson, Ruth Pearson (Hg.): *Feminist Visions of Development. Gender Analysis and Policy*. London/New York, S. 19-38.
- Balleis, Peter S. J.** (1993): A Critical Guide to ESAP. Seven Questions about the Economic Structural Adjustment Programme in Zimbabwe. Silveira House Social Series No. 2. Mambo Press. Gweru.
- Bangura, Yusuf** (1997): Policy Dialogue and Gendered Development. Institutional and Ideological Constraints. UNRISD
- Barnes, Terri; Win, Everjoyce** (1992): To Live a Better Life. An Oral History of Women in the City of Harare, 1930-70. Baobab Books. Harare
- Basu, Amrita** (1995): The Challenge of Local Feminisms. Women's Movements in Global Perspective, Boulder/San Francisco/Oxford
- Batiwala, Srilatha** (1993): Education for Women's Empowerment. A Conceptual Analysis. Mimeo, FAO/ASPBAE, Bangalore.
- Beauvoir, Simone de** (1992): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek, [1949]
- bell hooks** (1997): Feminism: A Movement to End Sexist Oppression, (1982), in: Sandra Kemp/Judith Squires (Hg.): *Feminisms*; Oxford/New York, S. 22-27.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika; Mies, Maria** (1997): Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. München.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika; Mies, Maria; Werlhof, Claudia v.** (1992): Frauen, die letzte Kolonie. Zürich.
- Bierschenk, T.** (1988): Entwicklungshilfeprojekte als Verhandlungsfelder strategischer Gruppen, Sozialanthropologische Arbeitspapiere Nr. 8, Berlin.
- Bliss, F.** (1995b). Frauenförderung in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit – Bilanz und internationaler Vergleich. In: *E+Z*, Jg. 36, Nr. 9, S. 224-226
- **ders.** (1997): Kultur und Entwicklung – Ein zu wenig beachteter Aspekt in Entwicklungstheorie und -praxis. In: *E+Z*, Jg. 38, Nr. 5/6, S. 138-141
- Bliss, Frank; Gaesing Karin** (1994): Ansätze der Frauenförderung im internationalen Vergleich. Empfehlungen für die deutsche Entwicklungszusammenarbeit, Forschungsberichte des Bundesministeriums für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Band 115, Köln
- Braidotti, Rosi; Charkiewicz, Ewa; Häusler, Sabine; Wieringa, Saskia** (1994): Women, the Environment and Sustainable Development. London, New Jersey
- Braunmühl, C. von** (1997): Mainstreaming Gender oder von den Grenzen, dieses zu tun. In: Braig, M. et al. (Hrsg.): *Begegnungen und Einmischungen. Festschrift für Renate Rott zum 60. Geburtstag*, Stuttgart, S. 375-394
- **dies.** Gender und Transformation. Nachdenkliches zu den Anstrengungen einer Beziehung. In: *PVS – Sonderheft 28/1997: Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation*, S. 475-490
- Briscoe, J.; De Ferranti, D.** (1988): Water for Rural Communities – Helping People Help Themselves, World Bank, Washington D.C.
- Bruchhaus, E.-M.** (1992): Der Mühlenmythos: Durch Arbeitserleichterung zu Wohlstand und Freiheit. In: Rott, R. (Hrsg.): *Entwicklungsprozesse und Geschlechterprozesse*, Saarbrücken, S. 175-200
- Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ):** Konzept für die Förderung der gleichberechtigten Beteiligung von Frauen und Männern am Entwicklungsprozess – Gleichberechtigungskonzept (Reihe BMZ aktuell Nr. 84), Bonn.
- **dass.** (1988) (Hrsg.): Konzept für die Förderung von Frauen in Entwicklungsländern. Grundsätze für die Förderung von Frauen in Entwicklungsländern bei der Planung, Durchführung und Bewertung von Vorhaben der Entwicklungszusammenarbeit, Referat 220, Bonn
- **dass.** (1992): Förderung von Frauen in Entwicklungsländern, Entwicklungspolitik – Materialien Nr. 80, Bonn
- **dass.** (1997): Konzept für die Förderung der gleichberechtigten Beteiligung von Frauen und Männern am Entwicklungsprozess. Gleichberechtigungskonzept, BMZ aktuell 084
- Butler Judith** (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/M.
- Canadian Council for International Cooperation, Match International Centre** (1991) (Hrsg): Two Halves make a Whole. Balancing Gender Relations in Development, Ottawa
- Carr, Marilyn; Chen, Martha; Jhabvala, Renana** (1996): Speaking out. Women's Economic Empowerment in South Asia, New Delhi
- Cernea, M.** (1996): Eight Main Risks: Impoverishment and Social Justice in Resettlement, The World Bank, Environmental Department, Washington
- Chambers, R.** (1995): Paradigm shifts and the practice of participatory research and development. In: Nelson, N.; Wright, S. (Hrsg.): *Power and Participatory Development – Theory and Practice*, Intermediate Technology Publications: London, S. 30-42
- Chen, Martha Alter** (1996): Beyond Credit, A Subsector Approach to Promoting Women's Enterprises, Ottawa
- Chirangashane, Louise Lubala** (1998): Das Verkaufen von gebrauchten Schuhen – das Ringen um Überleben in Süd-Kivu. In: *Frauen in der einen Welt*, 2/1998, S.116-126
- Collard, Andrée** (1988): Die Mörder der Göttin leben noch. Rape of the Wild. München
- Collins, Joseph** (1986): Nicaragua: Was hat sich durch die Revolution verändert? Agrarreform und Ernährung im neuen Nicaragua. Wuppertal.
- Cornwall, A.** (1992): Engendering Ethnocentricity? PRA and the Analysis of Gender, Mimeo, Dept. of Anthropology, SOAS, London.
- Corrêa, Sonia** (1998): Implementing Cairo: Good News, Recurrent Bottlenecks, Challenges Ahead. In: *DAWN Informs*, Nr. 2/98, S.3-5
- DAWN** (1985): Development, Crises, and Alternative Visions: Third World Women's Perspectives, Stavanger
- Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ)** (1993): Informationen aus der Fach- und Koordinationsstelle für Frauenförderung. Nr. 3
- **dies.** (o.J.): Armutsminderung, soziokulturelle Kompetenz und Frauenförderung. Informationen über die Stabstelle 07, Eschborn
- **dies.** (1996): Länderstrategien aus Gender-Perspektive. Auswertung von Erfahrungen und Hinweise zur Umsetzung, Eschborn
- **dies.** (1993): Technische Zusammenarbeit und Frauenförderung. Ein Positions- und Strategiepapier, Eschborn
- Dölling, Irene** (1999): »Geschlecht« – eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften?. In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*, Nr. 1, S.17-26
- Eichler, Margrit** (1994): »Umwelt« als soziologisches Problem. In: *Das Argument*, H. 205, S. 359-376.
- Eitel, Christiane** (o.J.): Der Kampf der brasilianischen Hausangestellten – die Hausangestelltengewerkschaft von Recife. In: *ASW, Traumwelt, Migration und Arbeit*, S. 31-37
- Engelhardt, Eva** (1995): Gender und Partizipation. In: *Entwicklungsethnologie*, Heft 2, 4. Jg., Saarbrücken, S. 61-74
- **dies.** (1996): Gender-Sensitive Planning in Rural Development. Report of an International Seminar. Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung, Zentralstelle für Ernährung und Landwirtschaft (Hrsg), erhältlich bei: DSE-Dokumentation Centre, Hans-Böckler-Str. 5, 53225 Bonn
- **dies.** (1996): Von Geschlechterrollen und Rollenspielen. In: *Querbrief* 2, S. 9-11
- **dies.** (1999): Gender-Trainings in deutschen Institutionen der Entwicklungszusammenarbeit. In: *Entwicklungsethnologie*, Heft 2, 1999
- Engelhardt, Eva; Oswald, Karin** (1995): *Toolbook for Gender-Sensitive Participatory Extension Approaches*. GTZ (Hrsg), Universum-Verlagsanstalt, Wiesbaden
- Evers, H.-D.** (1997): Macht und Einfluss in der Entwicklungspolitik – Neue Ansätze zur Theorie Strategischer Gruppen. In: *E+Z*, Jg. 38, H. 1, S. 15-17
- Eyben, R.; Ladbury, S.** (1995): Popular participation in aid-assisted projects: why more in theory than in practice? In: Nelson, N.; Wright, S. (Hrsg.): *Power and Participatory Development – Theory and Practice*, Intermediate Technology Publications: London, S. 192-200
- Frauen der BUKO-Nachhaltigkeits-AG** (1996): Zwischen Sparstrümpfen und Gigabytes – der Ökologen Lust, der Frauen Frust. Kritik an der Nachhaltigkeit und der Studie »Zukunftsfähiges Deutschland«. In: *FORUM entwicklungspolitischer Aktionsgruppen* 201, S. 4-6
- Frese-Weghöft, Gisela** (1991): Frauen tragen schwer. Vom Alltag der Frauen in Zimbabwe. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Frey, Regina** (2000): Training Gender? Zu theoretischen Voraussetzungen entwicklungspolitischer Gender-Trainings, in: *Peripherie* Nr. 77/78.
- Fuglesang, Andreas; Chandler, Dale** (1988): Participation as process – what we can learn from Grameen Bank, Bangladesh
- Gildemeister, Regine; Wetterer, Angelika** (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die Soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Axeli-Knapp (1992) S.201-254
- Gilligan, Carol** (1982): *In a Different Voice*; Cambridge.
- Goetz, Anne Marie** (1991), Feminism and the claim to know: contradictions in feminist approaches to women in development, in: R. Grant/ K. Newland (eds.), *Gender and International Relations*, Buckingham, S. 133 – 157
- **dies.** (ed.) (1997), *Getting Institutions Right for Women in Development*, London/New York
- Guijt, I.** (1994): Making a Difference: Integrating Gender Analysis into PRA Training, in: *RRA-Notes* Nr. 19, S. 49-55

- Haraway, Donna** (1987): Geschlecht, gender, genre – Sexualpolitik eines Wortes. In: *Das Argument*, Nr. 166/1987, S.795-804
- Harcourt, Wendy** (Hrsg.) (1994): *Feminist perspectives on sustainable development*. London.
- Harding, Sandra** (1994): *Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu*. Frankfurt/New York, 1994
- Heß, Klaus** (1994): Instabiler Status Quo. Eigentumsverhältnisse und Landfrage in Nicaragua. In: *ila*, Nr.176, Juni 1994, S.22-23.
- Heyzer, Noeleen** (1994): Increasing women's Access to Credit in Asia: Achievements and Limitations. In: Heyzer, N.; Sen, Gita (ed.), *Gender, Economic Growth and Poverty*. New Delhi
- Horn, Pat** (1997): A labour policy for all. In: *Agenda*, No 35, S.51-55
- Hosmer, Martens; Mitter, Swasti** (eds.) (1994): *Women in Trade Unions. Organizing the Unorganized*. Geneva
- ila** (1998): *ila* 213, Prostitution
- iz3w** (1997): Nr 219, Feminismus in den 90ern
- Jeater, Diana** (1993): *Marriage, Perversion and Power. The Construction of Moral Discourse in Southern Rhodesia 1894-1930*. Oxford.
- Kabeer, Naila** (1994): *Reversed Realities. Gender Hierarchies in Development Thought*, New Delhi
- Kanji, Nazreen; Niki; Jazdowska** (1993): *Structural Adjustment and Women in Zimbabwe*. In: *Review of African Political Economy* No 56, S 11-26.
- Kasmann, E.** (1995): Emanzipation geht über den Markt. Westafrikanische Landfrauen – das Ausbeuterklischee ist falsch. In: *E+Z*, Jg. 36, (1995), Nr. 9, S. 229-231
- Kerner, Ina** (1999): *Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und Postkoloniale Kritik. Eine Analyse von Grundkonzepten des Gender-and-Development Ansatzes*. LIT-Verlag. Hamburg
- Kerstan, Birgit** (1995): *Gender-sensitive Participatory Approaches in Technical Cooperation*. GTZ (Hrsg.), Universum-Verlagsanstalt, Wiesbaden
- Khan Osmani, Lutfun** (1998): *The Grameen Bank Experiment: Empowerment of Women through Credit*. In: Afshar, Haleh (Ed.), *Women and Empowerment*, New York, 67-87
- Khan, S.** (1993): *The Fifty Percent – Women in Development and Policy in Bangladesh*, Dhaka
- King, Ynestra** (1989): *The Ecology of Feminism and the Feminism of Ecology*. In: Plant, Judith (Hrsg.): *Healing the Wounds: The Promise of Ecofeminism*. Philadelphia, S.18-28.
- Klemp, L.** (1993): *Frauen im Entwicklungs- und Verelendungsprozess*. In: Nuscheler, F.; Nohlen, D. (Hrsg.): *Handbuch der Dritten Welt, Band 1: Grundprobleme, Theorien, Strategien*, Dietz: Bonn, S. 287-303
- Korf, B.** (1997): *Water and Sanitation in Rural Communities of Sunyani District, Final Report, Part B, ASA-Project Sunyani*, unveröffentlicht, Sunyani & Aachen 1997.
- **ders.** (1998a): *Partizipative Ansätze in wasserwirtschaftlichen Entwicklungsprojekten im ländlichen Raum – Angewandt auf zwei Projekte in Tansania und Ghana*, Diplomarbeit (unveröffentlicht), Institut für Wasserbau und Wasserwirtschaft, Aachen.
- **ders.** (1998b): *Collective Self-Reliance im Kontext der Dezentralisierung in Ghana*, in: *Dialog* 59 (4/98), S.31-35
- Kruger, Norma** (1992): *Zimbabwe's Guerilla War: Peasant Voices*. Cambridge University Press. Cambridge.
- Landry, Donna; Maclean, Gerald** (1996) (Hg.): *The Spivak Reader*. London/New York.
- Laps, Lena** (1997): *Hauptsache Bewegung. Von der Frauen- und Lesbenbewegung zum Spiel mit SEX-eventUALITÄTEN?* In: *iz3w*, Nr. 219, S. 22-25.
- Lim, Lean Lin** (1998): *The Sex Sector. The economic and social bases of prostitution in Southeast Asia*, Geneva
- Longwe, Sara Hlupekile** (1997), *The evaporation of gender policies in the patriarchal cooking pot*, in: Deborah Eade (ed.), *Development and Patronage. A Development Practice Reader*, Oxfam, S. 41-49
- Marchand, Marianne** (1995): *Latin American Women Speak on Development: Are we Listening yet?* In: Marianne Marchand, Jane Parpart: *Feminism/Postmodernism/Development*. London/New York. S. 56-72.
- Matshalaga, Neddy R.** (1997): *The Gender Dimensions of Urban Poverty: The Case of Dzivarasekwa and Tafara* (2 Bände). Institute of Development Studies, University of Zimbabwe. Harare.
- Mayer, Claudia** (1998): *Handlungsspielräume und ihre Wahrnehmung durch ehemalige Landarbeiterinnen im Nordwesten Nicaraguas*. Unveröffentlicht. Diplomarbeit, Geogr. Institut, Freie Universität Berlin.
- Mayoux, Linda** (1995): *From Vicious to Virtuous Circle? Gender and Micro-Enterprise Development*, Geneva
- Merchant, Carolyn** (1980): *The Death of Nature. Women, Ecology and the Scientific Revolution*. New York.
- Mertens, Heide** (1994): *Frauen, Natur und Fruchtbarkeit. Die Bevölkerungsdebatte und die ökologische Tragfähigkeit der Erde*. In: Wichterich, Christa (Hrsg.): *Menschen nach Maß. Bevölkerungspolitik in Nord und Süd*. Göttingen, S.181-200.
- Mies, Maria; Shiva, Vandana** (1993): *Ecofeminism*. London (Zed Books)
- Mies, Maria; Shiva, Vandana** (1995): *Ökofeminismus. Beiträge zur Theorie und Praxis*. Zürich.
- Mills, Sara** (1997): *Discourse*; London/New York
- Mohanty, Chandra Talpade** (1991): *Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses*. In: Chandra Mohanty, Ann Russo, Lourdes Torres (Hg.): *Third World Women and the Politics of Feminism*. Bloomington/Indianapolis. S. 51-80.
- Mohanty, Chandra Talpade** (1992): *Feminist Encounters. Locating the Politics of Experience*. In: Michèle Barrett, Anne Phillips (Hg.): *Destabilizing Theory. Contemporary Feminist Debates*. Stanford. S. 74-92.
- Molyneux, Maxine** (1995): *Mobilization Without Emancipation? Women's Interests, the State and Revolution in Nicaragua*. In: *Feminist Studies* 11:2. S. 227-254.
- Moser, Caroline** (1993): *Gender Planning and Development – Theory, Practice and Training*. London
- **dies.** (1989): *Gender Planning in the Third World: Meeting Practical and Strategic Gender Needs*, in: *World Development*, Vol. 17, No. 11, S. 1799-1825
- **dies.** (1992): *Gender planning and development: theory, practice and training*. London.
- Nelson, N.; Wright, S.** (1995): *Power and Participatory Development – Theory and Practice*, Intermediate Technology Publications. London.
- Oakley, Ann** (1972): *Sex, Gender and Society*. London.
- Ochsner, G.** (1998): *Nimm's Pflasterli – Gender-Konzepte der Weltbank*, in: *iz3w*, (Sonderheft: *Entwicklungspolitik in den 90er Jahren*), S. 12-15
- Ortner, Sherry B.** (1993): *Verhält sich weiblich zu männlich wie Natur zu Kultur?* In: Rippl, G. (Hrsg.): *Unbeschreiblich weiblich. Texte zur feministischen Anthropologie*. Frankfurt/Main, S.27-54.
- Paul, B. K.** (1992): *Female activity space in rural Bangladesh*, in: *The Geographical Review*, vol. 82, no.1, S.1-12
- Plumwood, Val** (1990): *Women, Humanity and Nature*, in: Sean Sayers, Peter Osborne (Hg.): *Socialism, Feminism and Philosophy*. London, New York; S. 211-234.
- Pretty, J. N.; Scoones, I.** (1995): *Institutionalizing adaptive planning and local-level concerns: Looking to the future*. In: Nelson, N.; Wright, S. (Hrsg.): *Power and Participatory Development – Theory and Practice*, Intermediate Technology Publications: London, S. 157-169
- Rauch, T.** (1996): *Mass Impact Through PRA?* (unveröffentlichtes Gutachten), Integrated Food Security Programme (IFSP), Rukwa Region / Tanzania, Sumbawanga.
- Razavi, Shahra** (1998): *Gendered Poverty and Social Change*, UNRISD, Geneva
- Rose, Kalima** (1992): *Where Women are Leaders. The SEWA Movement in India*. New Delhi
- Rowbotham, Sheila; Mitter, Swasti** (eds.) (1994): *Dignity and Daily Bread. New Forms of Economic Organising among Poor Women in the Third World and the First*. New York
- Rowlands, Jo** (1998): *A Word of the Times, but What Does it Mean? Empowerment in the Discourse and Practice of Development*. In: Afshar, Haleh (ed.), *Women and Empowerment*, New York, S.11-35
- Rubin, Gayle** (1997): *The Traffic in Women. Notes on the 'Political Economy' of Sex*. In: Linda Nicholson: *The Second Wave. A Reader in Feminist Theory*. London/New York, S. 27-62.
- Scheu, Hildegard** (1995): *Entwicklungsziel: Frauenmacht! Frauenarbeit und Frauenorganisationen in Indien*, Frankfurt
- Schmidt, Elisabeth** (1992): *Peasants, Traders and Wives. Shona Women in the History of Zimbabwe, 1870-1939*.
- Schneider, Ingrid** (1988): *Si, Senora. Hausangestellte in Kolumbien*. In: *Peripherie* 30/31, S.84-104
- Schnitzer, V.** (1993): *Village Water Mills in Mbinga Diocese*, (unveröffentlichter Projektbericht), Aachen.
- Schultz, Irmgard; Weller, Ines** (Hrsg.) (1995): *Gender & Environment. Ökologie und die Gestaltungsmacht der Frauen*. Frankfurt/M.
- Schultz, Ulrike** (1990): *Die Last der Arbeit und der Traum vom Reichtum. Frauengruppen in Kenia zwischen gegenseitiger Hilfe und betriebswirtschaftlichem Kalkül*, FU Berlin
- Sebstad, Jennifer** (1992): *Struggle and Development among Self-Employed Women: A Report on SEWA*, Washington
- Segebart, Dörte** (1999): *Ökologischer Landbau und nachhaltige Wirtschaftsweise. Sozialgeographische Fallstudie am Beispiel ehemaliger Landarbeiterinnen im Nordwesten Nicaraguas*. Unveröffentlicht. Diplomarbeit, Freie Universität Berlin.
- Sen, Amartya** (1982): *Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation*, Oxford
- **dies.** (1990): *Gender and Cooperative Conflicts*. In: Irene Tinker (ed.): *Persistent Inequalities*, Oxford, 123-149
- Sen, Gita; Grown, Caren** (1988): *Development, Crises and Alternative Visions. Third World Women's Perspectives*. London.
- SEWA** (1997): *25 years of SEWA Movement*, Ahmedabad
- Shamin, I.** (1995): *Women and Environmental Disasters: Riverine Erosion and Displaced Women as Managers*. In: *Women for Women* (ed.): *Environment and Development, Gender Perspective*, pp.45-58, Dhaka
- Sims Feldstein, Hilary; Jiggins, Janice** (1994): *Tools for the Field. Methodologies for Gender Analysis and Agriculture*. Kumarian Press, Connecticut, USA
- Spivak, Gayatri Chakravorty** (1988): *In Other Worlds. Essays in Cultural Politics*. London/New York.
- **dies.** 1990: *The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues*. London/New York.
- Staudt, Kathleen** (1985), *Women, Foreign Assistance and Advocacy Administration*, New York

Staunton, Irene (1990): Mothers of the Revolution. Baobab Books. Harare.

Südwind (1994): Bürsten gegen den Strich. Frauen im Reinigungsgewerbe, Siegburg

Thielen, Helmut (1985): Agrarreformen in Lateinamerika zwischen Ökonomie und Ökologie. Modellfall Nicaragua. Frankfurt/Main.

Thürmer-Rohr, Christina (1995): Denken der Differenz. Feminismus und Postmoderne, In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Nr. 39, S. 87-97

Weiss, Ruth (1985): Die Frauen von Zimbabwe. Frauenbuchverlag. München.

West, Candace; Zimmerman, Don H. (1991): Doing Gender. In: Judith Lorber, Susan A. Farrell (Hg.): The Social Construction of Gender. Newbury Park, London, New Delhi, S. 13-37.

Wichterich, Christa (1986): Paradigmenwechsel: Von der »Integration in die Entwicklung« zur »Feminisierung der Entwicklung«. In: Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt, Nr. 25/26, S. 109 – 142

- **dies.** (1992): Moral, Markt, Macht. Frauengruppen in Kenia. In: Peripherie 47/48, 7-22

- **dies.** (1993): Von Rosen zu kleinen Brötchen. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, 16.Jg., H.35, S.147-156.

Williams, S.; Seed, J.; Mwa, A. (1994): The Oxfam Gender Training Manual. Oxfam UK and Ireland (Hrsg.), Oxford

WORLD BANK (1994): Enhancing Women's Participation in Economic Development. A World Bank Policy Paper, Washington D.C.

World Development Indicators (1998): CDRom. World Bank.

Young, Kate (1993): Planning Development with Women: Making a World of Difference, London

Zdunnek, G. (1997): »Mainstreaming Gender« – Entwicklungsprozesse und Geschlechterverhältnisse. In: Schulz, M. (Hrsg.): Entwicklung – Die Perspektive der Entwicklungssoziologie, Westdeutscher Verlag: Opladen, S. 243-260

Zimbabwe Netzwerk (1995): Rundbrief mit Schwerpunktthema Strukturanpassungsprogramm. Nr. 29. 02/1995. Stuttgart.

Zimbabwe Women Resource Centre and Network (ZWRCN); Southern African Research and Documentation Centre (SARDC) (Ed) (1998): Beyond Inequalities. Women in Zimbabwe. Harare.

Zinyama, Lovemore M. & Tevera, Daniel S. & Cumming, Sioux D. (Hg.) (1993): The Growth and Problems of the City. University of Zimbabwe.

Sonderheft März 2000

Herausgeberin:

► Aktion Dritte Welt e.V. – Informationszentrum 3. welt, Postfach 5328, Kronenstr. 16a (Hinterhaus), D-79020 Freiburg i. Br. Telefon: 07 61/740 03, Fax: 07 61/70 98 66, E-Mail: info@iz3w.org
Online: www.iz3w.org

► Die Arbeit des iz3w wird vom Kirchlichen Entwicklungsdienst der Evangelischen Kirche in Deutschland durch den ABP gefördert.

Mitherausgeber:

► ASA Programm (Arbeits- und Studienaufenthalte für Studierende und Berufstätige in Afrika, Asien, Lateinamerika) der Carl-Duisberg-Gesellschaft e.V.
Postfach 3509, 10727 Berlin, Telefon 030/25 48 23 50, Fax: 030/25 48 23 59
E-Mail: ASA@cdg.de
Online: www.asa-cdg.de

Redaktion:

► Tina Goethe, Monika Hoffmann, Marion Mikketta, Christine Parsdorfer, Eva Sänger, Andrea Schwendemann, Jutta Weimar, Ulrike Würz.
► Das Copyright liegt bei der Redaktion und den AutorInnen

Satz und Gestaltung:

Büro MAGENTA. Freiburg.

Herstellung:

Druckerei schwarz auf weiß. Freiburg.

Konten (Aktion Dritte Welt e.V.):

► Postscheckkonto Karlsruhe
Konto-Nr. 148 239 - 755, BLZ 660 100 75
► Postscheckkonto Basel
Konto-Nr. 40 - 35 899 - 4
► Hypo-Bank Bregenz
Konto-Nr. 10 157 109 117

Spenden:

► Steuerlich abzugsfähige Spenden bitte auf das Konto 124 96 06 bei der Volksbank Freiburg (BLZ 680 900 00), Kontoinhaberin Stadtkasse Freiburg, Verwendungszweck: Durchlaufspende zugunsten der Aktion Dritte Welt e.V. Diese Spenden beinhalten kein Abo!

Themenrelevante Web-sites:

UNIFEM
www.undp.org/unifem

Special Adviser on Women Worker's Questions (IOL/FEMMES)
www.ilo.org/public/english/140femme/index.htm

WomenWatch
www.un.org/womenwatch

GenderNet
www.worldbank.org/html/prmg

EU
www.europa.eu.int/scadplus/leg/en/cha/c11903.htm

British Council: Social Development and Gender
www.britcoun.org/social/index.htm

BRIDGE: Briefings on Development and Gender
www.ids.susx.ac.uk/ids/research/bridge

The African Gender Institute (AGI)
www.uct.ac.za/org/agi

Women's Net
www.womensnet.org.za

International Centre for Research on Women (ICRW)
www.icrw.org/content.htm

Canadian International Development Agency
www.acdi-cida.gc.ca

Comunicación e Información de la Mujer
www.cimac.org

The Economic Commission for Latin America and the Caribbean
www.cepal.org

Human Development Report 1999
www.undp.org/hdro/index2.html

Weltfrauenkonferenz Beijing 1995
www.igc.org/beijing

Mailingliste zu »Gender and Development« Gender and Development Network
schickt eine e-mail an die Adresse: development-gender@mailbase.ac.uk, (subject Feld leer) und als message: subscribe development-gender

Ankündigung

► Wenige Monate vor der Sondergeneralversammlung der Vereinten Nationen, die im Juni in New York stattfindet, haben verschiedene frauen- und entwicklungspolitische NRO (Nichtregierungsorganisationen) einen alternativen Bericht zur Situation von in Deutschland lebenden Frauen veröffentlicht. In der 91 Seiten starken Studie werden die Antworten der Bundesregierung auf einen UN-Fragebogen kommentiert. Dabei geht es um die nationale Umsetzung der Aktionsplattform der vierten Weltfrauenkonferenz von Peking, insbesondere um einzelne Kapitel dieser Regierungsantworten (z.B. Frauen + Wirtschaft, + Gesundheit, + Umwelt, Gewalt gegen Frauen etc.). Den Schwerpunkt legte der alternative NRO-Bericht auf die Entwicklungszusammenarbeit.

Informationen zum Bericht und Bestellung über: Heinrich Böll-Stiftung, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin; info@boell.de

Auszüge aus der englischen Übersetzung des Berichtes sind im Internet zu finden unter www.iav.nl/european-womenaction-2000

Frauen und Globalisierung

► Das NRO-Frauenforum legt zwei Dokumentationen zum Themenfeld »Frauen und Arbeit im globalen Markt« vor. Die erste Broschüre (1999, 91 S.) dokumentiert die Tagung »Überleben im globalen Markt. Zukunft (un)bezahlter Frauennarbeit«, auf der es um Fragen zur Bedeutung der Globalisierung für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse und den Auswirkungen der expandierenden Arbeitsmärkten von informeller und flexibler Erwerbstätigkeiten ging.

Bei dem zweiten Band handelt es sich um die Dokumentation des Hearings »Frauen auf Abruf – CallGirls des globalen Marktes«, das anlässlich des Alternativ-Gipfels zum Treffen der G7/G8 Regierungschefs im Juni 1999 in Köln stattgefunden hatte. Hier stehen Erfahrungsberichte von Frauen aus dem Süden und Osten sowie des Nordens aus unterschiedlichen Sektoren und Arbeitsfeldern im Vordergrund (64 S.).

Beide Dokumentationen können im Paket bestellt werden bei: NRO Frauenforum, Moserstr. 10, 70182 Stuttgart, Tel./Fax: 0711/ 23 94 124; Unkosten: DM 15.-, für Mitglieder DM 10.-.